

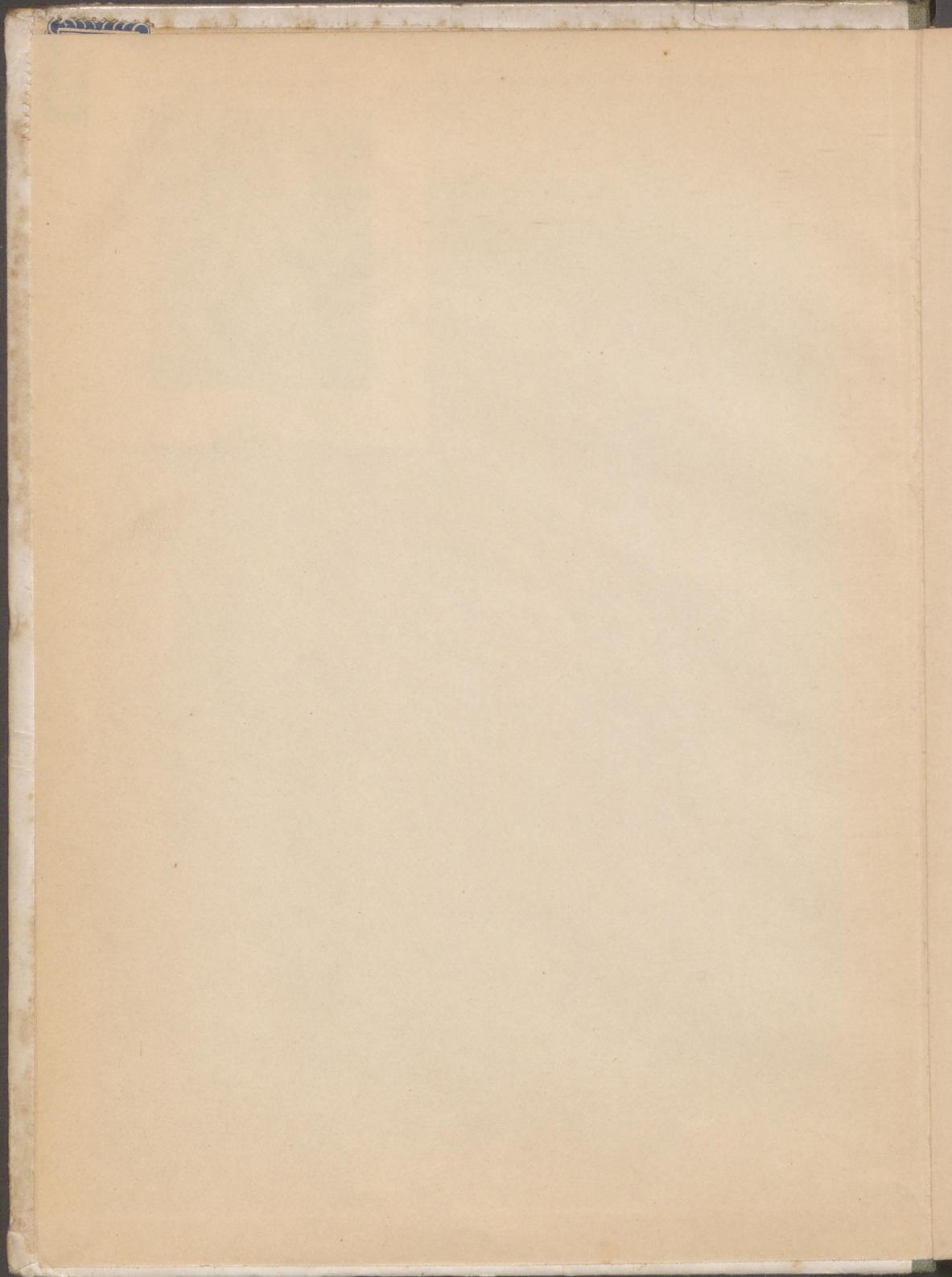
# DOKTOREN, KATZEN SCHWALBEN U. SPATZEN

VON  
CARL CAPEK



Fritz Wolff

CAPEK / DOKTOREN, KATZEN, SCHWALBEN UND SPATZEN



CARL ČAPEK:  
DOKTOREN, KATZEN, SCHWALBEN  
UND SPATZEN





DOKTOREN, KATZEN,  
SCHWALBEN UND  
SPATZEN

VON CARL ČAPEK

ILLUSTRIERT VON FRITZ WOLFF

WILLIAMS & Co., VERLAG, BERLIN W 57

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der  
Verfilmung, Funkübertragung und des Vortrags

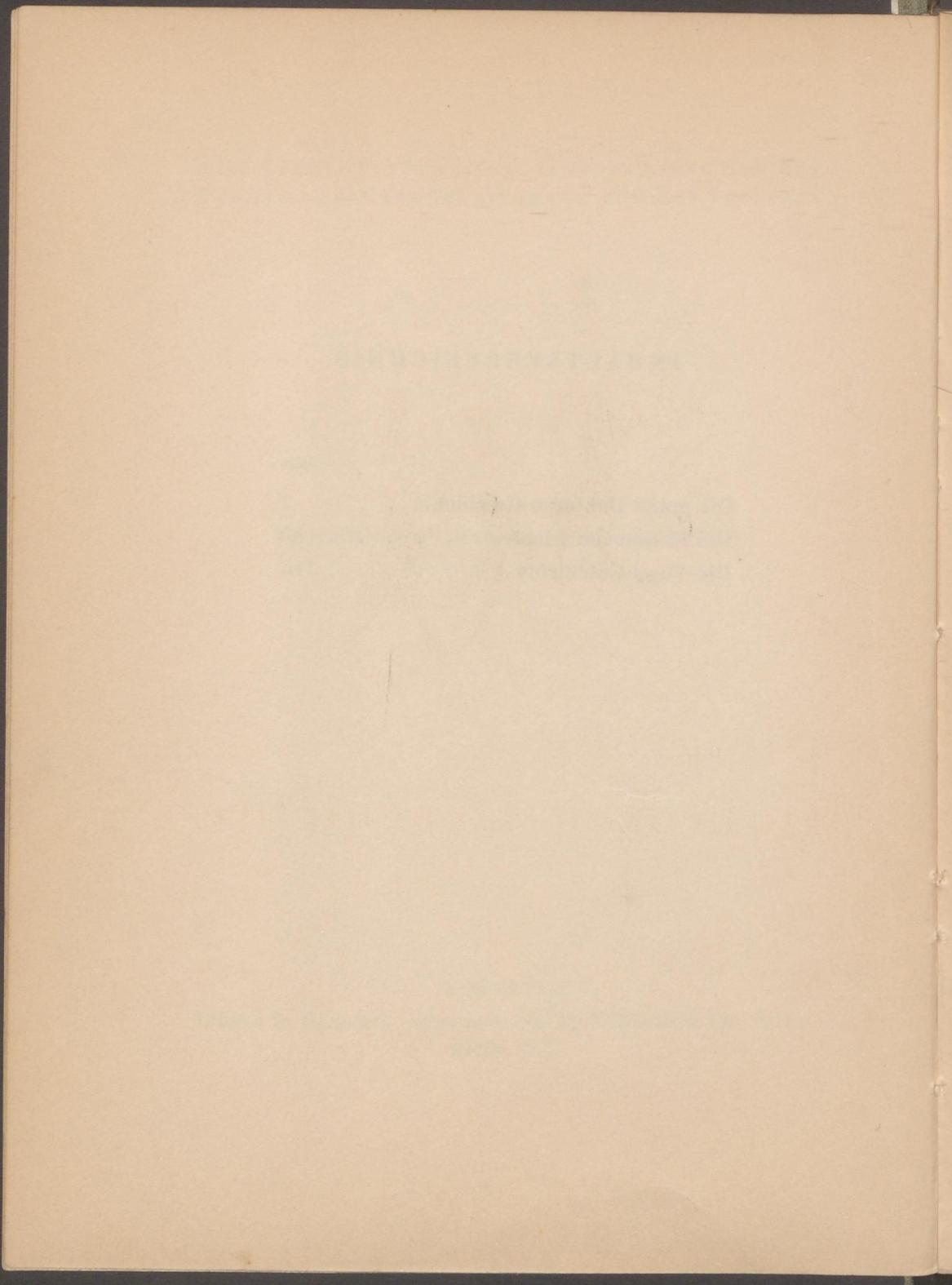
Berechtigte Übersetzung aus dem Tschechischen  
JULIUS MADER

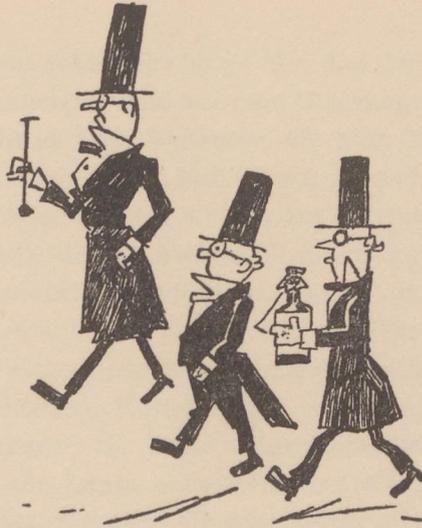
1.—6. Auflage

Printed in Germany. Copyright 1933 by Williams & Co., Verlag,  
Berlin W 57

## INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
Die große Doktoren-Geschichte . . . . .	7
Die Katzen-Geschichte . . . . .	43
Die Vogel-Geschichte . . . . .	115





Die große  
Doktoren-Geschichte



Die große  
Doktor-Geschichte

Es ist schon sehr, sehr lange her, daß der Zauberer Magius sein Zaubergewerbe auf dem Glatzkogel betrieb. Wie ihr wißt, gibt es gute Zauberer, die man Zauberkünstler oder Wundertäter nennt, und böse Zauberer, die Schwarzkünstler heißen. Magius war so ein mittlerer; manchmal war er so brav, daß er überhaupt nicht zauberte, und ein andermal zauberte er wieder so heftig, daß es donnerte und blitzte; manchmal fiel es ihm ein, Steine regnen zu lassen, und einmal geschah es sogar, daß kleine Frösche vom Himmel fielen. Kurz und gut, sagt was ihr wollt, aber so ein Zauberer ist keine angenehme Nachbarschaft; wenn auch die Leute schworen, daß sie an Zaubereien nicht glaubten, machten sie doch lieber einen Umweg um den Glatzkogel. Es war nur so eine Ausrede, wenn sie sagten, daß es ihnen zu sehr bergauf gehe; — wie sollten sie auch zugeben, daß sie vor Magius Angst hatten!

Also dieser Magius saß einmal vor seiner Höhle und aß Pflaumen, solche großen, blauschwarzen und wunderbar ausgereiften Pflaumen, während sein Gehilfe, der sommerprossige Vinci, eigentlich hieß er Vincenz Nickl aus Bösig, über dem Feuer in der Höhle Zauberalatwergen aus Pech, Schwefel, Baldrian, Alraunwurz, Schlangenzwurz, Tausendgüldenkraut, Klettenwurz und Teufelszwirn, aus Wagenschmiere und Höllenstein und Schnickeschnack und

Scheidewasser und Ziegenlorbeeren, aus Wespenstacheln, Rattenbarthaaren, Drudenfüßen und Zansibarsamen, kurz aus allerhand solchen Zaubergewürzen, Zutaten, Theriaks und Hexenkräutern braute. Und Magius schaute nur zu, wie der sommersprossige Vinci rührte, und aß seine Pflaumen. Entweder vergaß der arme Vinci zu rühren oder was immer, kurz die Latwergen, die im Kessel angebrannt, festgebacken, angeröstet oder irgendwie brenzlich geworden waren, verbreiteten einen fürchterlichen Gestank.

„Du ungeschickter Tölpel“, wollte ihn Magius anschreien, aber in der Eile verwechselte er wahrscheinlich die richtige Halsröhre, oder irrte sich die Pflaume, die er im Mund hatte, kurz, er verschluckte sie samt dem Kern, und dieser Kern geriet in die falsche Kehle und verspreizte sich derart, daß er weder her noch hin konnte; und so verblieb Magius gerade noch Zeit: „Du un-“ zu brüllen; weiter ging es nicht mehr, da er keinen Laut aus sich herausbrachte. Er röchelte und zischte nur wie der Dampf im Kochtopf, wurde rot im Gesicht, fuchtelte mit den Händen umher und hustete, aber der Kern rückte und rührte sich nicht; so fest und gründlich hatte er sich in der Kehle verspreizt.

Als Vinci dies sah, erschrak er fürchterlich, weil Herr Magius vielleicht ersticken könnte und sagte dienstbeflissen: „Herr Chef, warten Sie hier, ich laufe nach Hronow zum Doktor“. Und schon rannte er den Glatzkogel hinunter, — schade, daß niemand dort war, die Schnelligkeit zu messen; es wäre bestimmt ein Weltrekord im Langstreckenlauf gewesen.



Als er nach Hronow zum Doktor kam, konnte er kaum Atem schnappen; dann aber ging es ihm doch recht von der Lunge und schon sprudelte er hervor: „Herr Doktor,

Sie sollen sofort, aber sofort und rasch zum Zauberer Magius kommen, sonst erstickt er. Himmelfix, bin ich gerannt.“

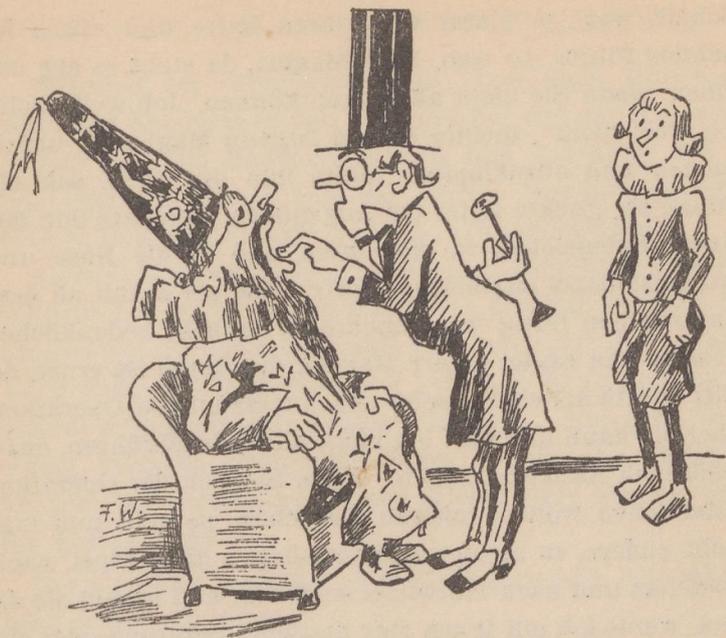
„Zum Magius auf den Glatzkogel?“ brummte der Hronower Doktor. „Sapperlot, dazu habe ich gerade keine große Lust, doch wenn er mich unbedingt braucht, kann man nichts machen.“ Und er ging. Ihr wißt ja, ein Doktor darf niemandem seine Hilfe versagen, auch wenn man ihn zum Räuber Lotterando oder gar zum Luzifer (Gott bewahre uns!) rief. Das ist halt schon so ein Beruf, die Doktorei.

Also nahm der Hronower Doktor die Dokortasche, in der sich die Doktormesser und Zangen zum Zahnziehen und Verbandzeug und Pulver und Salben und Schienen für Beinbrüche und andere derartige Doktorinstrumente befanden, und ging mit Vinci auf den Glatzkogel. „Wenn wir nur nicht zu spät kommen,“ sorgte sich der sommersprossige Vinci immerfort, und so gingen sie, eins, zwei, eins, zwei, über Berg und Tal, eins, zwei, eins, zwei, über sumpfiges Gelände, eins, zwei, eins, zwei, bergauf, bis der sommersprossige Vinci sagte: „Also, Herr Doktor, da wären wir.“

„Gehorsamer Diener, Herr Magius,“ grüßte der Hronower Doktor, „na, wo tut's uns denn weh?“

Der Zauberer Magius röchelte, keuchte und prustete nur, statt zu antworten und zeigte auf seinen Hals, daß es dort stecke.

„Aha, der Hals tut weh“, sagte der Hronower Doktor.



„Na, da schauen wir uns mal das Wehweh an. Machen Sie schön den Mund auf, Herr Magius, und sagen Sie aaa.“

Der Zauberer Magius strich seinen schwarzen Schnurrbart auseinander, sperrte den Mund weit auf, aber aaa konnte er nicht sagen, da er keinen Laut hervorbrachte.

„Na, nur schön aaa sagen“, forderte ihn der Doktor auf, „geht’s denn nicht?“

Magius deutete mit einem Kopfschütteln an, daß es nicht gehe.

„O weh,“ meinte der Doktor, der ein Filou, ein geriebener Fuchs, ein pffiffiger Schelm, ein durchtriebener Patron, ein verschmitzter Kerl, ein Sappermenter und loser

Schalk war, es hinter den Ohren hatte und etwas im Schilde führte, „o weh, Herr Magius, da steht es arg mit ihnen, wenn Sie nicht aaa sagen können. Ich weiß nicht, ich weiß nicht“, meinte er und begann Magius zu untersuchen und abzuklopfen, fühlte ihm den Puls, sah die Zunge an, guckte unter die Augenlider, leuchtete ihm mit einem Spiegelchen in die Ohren und in die Nase und brummte dabei lateinische Worte. Und als er mit all dem Untersuchen fertig war, machte er ein sehr bedenkliches Gesicht und sagte: „Herr Magius, die Sache ist ernst, da hilft nichts als eine rasche und unverzügliche Operation. Aber die kann und darf ich nicht allein durchführen, dazu müßte ich Assistenz haben. Wenn Sie sich der Operation unterziehen wollen, müssen Sie schon, es geht nun mal nicht anders, zu meinen Doktorkollegen nach Eipel, nach Kosteletz und nach Hörwitzel schicken, und sobald die da sind, werde ich mit ihnen eine ärztliche Beratung oder ein Konsilium abhalten, erst dann können wir nach reiflichster Überlegung den erforderlichen ärztlichen Eingriff oder die operatio operandi durchführen. Überlegen Sie sich das, Herr Magius, und falls Sie mit meinem Vorschlag einverstanden sind, schicken Sie einen Eilboten zu meinen hochgeschätzten und gelehrten Herren Kollegen.“

Was sollte Magius tun? Er nickte dem sommersprossigen Vinci zu, worauf Vinci dreimal mit den Füßen aufstampfte, um besser laufen zu können, und schon stob er davon, den Glatzkogel hinunter. Also zuerst nach Hörwitzel. Und dann nach Eipel. Und dann nach Kosteletz. Lassen wir ihn inzwischen laufen.

## Von der solimanischen Prinzessin.

Während der sommersprossige Vinci nach Hörwitzel, Eipel und Kosteletz zu den Doktoren lief, saß der Hronower Doktor bei dem Zauberer Magius und gab acht, daß er nicht ersticke. Damit ihm das Warten leichter fiele, zündete er sich eine Zigarre an und paffte schweigend.

Als es ihm schon zu lange vorkam, räusperte er sich und schmauchte weiter. Dann gähnte er dreimal, um sich die Langeweile zu vertreiben und zwinkerte mit den Augen. Nach einiger Zeit seufzte er: „Ach ja!“ Etwa eine halbe Stunde darauf streckte er sich und sagte: „Nun ja!“ Nach einem knappen Stündchen fügte er hinzu: „Vielleicht könnten wir inzwischen Karten spielen Herr Magius, habt ihr welche hier?“

Der Zauberer Magius konnte nicht sprechen, also schüttelte er nur den Kopf.

„Ihr habt keine?“ brummte der Hronower Doktor. „Das ist aber schade. Ihr seid mir ein feiner Zauberer, wenn ihr nicht einmal Karten habt! Da gab einmal bei uns im Wirtshaus ein Zauberer eine Vorstellung, wartet mal, wie hieß er denn nur, irgendwie Nawratil oder Don Bosko oder Magorello, so irgendwie, und der hat Zauberkunststücke gekonnt, daß ihr Augen gemacht hättet. Freilich, zaubern muß man halt können.“

Dann zündete er sich eine frische Zigarre an und sagte: „Also, da ihr keine Karten habt, werde ich euch das Märchen von der solimanischen Prinzessin erzählen, damit uns die Zeit besser vergeht. Solltet ihr das Märchen zufälliger-

weise schon kennen, sagt es nur und ich höre gleich auf. Zililink, es geht los.

Bekanntlich liegen hinter dem Dohleugebirge und dem Sargassomeere die Dalamanischen Inseln und hinter diesen ist die Wüste Schariwari, von dichtem Wald bedeckt, mit der Zigeunerhauptstadt Eldorado; dann erstreckt sich dort weit und breit ein Breitengrad und ein Längengrad; und dann gleich hinter dem Bach, wenn man über den Steg und den Pfad nach links geht, hinter dem Weidenstrauch und dem Klettengraben, breitet sich das große und mächtige solimanische Sultanreich aus. Jetzt seid ihr dort zu Hause, nicht wahr?

Im solimanischen Sultanreich herrschte, wie schon der Name sagt, der Sultan Soliman. Dieser Sultan hatte eine einzige Tochter namens Zubeida; und diese Prinzessin Zubeida begann eines Tages mir nichts dir nichts zu marodieren und zu kränkeln, zu hüsteln und dahinzusiechen, welkte, magerte ab, wurde bleich und traurig und seufzte derart, daß einem das Herz weh tat, wenn man sie ansah. Natürlich berief der Sultan schnell seine Hofhexer, Beschwörer, Zauberer, weisen Frauen, Magier und Astrologen, Quacksalber und Barbieri, Feldschere und Kurstmiede zu ihr, aber keiner von ihnen konnte die Prinzessin gesund machen. Wenn das bei uns wäre, würde ich sagen, das Mädchel sei anämisch, leide an einer Pleuritis und einem Bronchialkatarrh; aber im solimanischen Reich ist man noch nicht so gebildet, und die Medizin ist dort noch nicht so weit entwickelt, als daß dort Krankheiten mit lateinischen Namen vorkommen könnten. Es läßt sich

denken, wie verzweifelt der Sultan war. „Du mein lieber Monte Christo“, sagte er, „wie hab ich mich gefreut, daß das Mädels einmal das blühende Sultangewerbe nach mir übernehmen wird, und inzwischen geht die Arme vor meinen Augen ein und siecht hin, ohne daß ich ihr helfen könnte“. — Und so verfiel der Hof und das ganze solimanische Reich in tiefe Trauer.

Zu jener Zeit kam ein Geschäftsreisender aus Gablonz, ein gewisser Herr Lustig hin, und als er von der kranken Prinzessin hörte, meinte er: „Der Herr Sultan sollte einmal einen Doktor von uns, nämlich aus Europa, zu ihr berufen, denn bei uns ist die Medizin doch viel fortgeschrittener; ihr habt hier nur Beschwörer, Kräuterweiber und Hexer, aber bei uns, mein Lieber, gibt es wirkliche und studierte Doktoren“.

Als dies dem Sultan zu Ohren kam, berief er jenen Herrn Lustig zu sich, kaufte ihm eine Kette Glasperlen für die Prinzessin Zubeida ab und fragte ihn dann: „Herr Lustig, woran erkennt man bei euch einen wirklichen und studierten Doktor?“

„Das ist ganz einfach“, erwiderte Herr Lustig, „man erkennt ihn daran, daß er vor seinem Namen ein Dr. hat. Zum Beispiel Dr. Mann, Dr. Pelnar und ähnlich. Wenn er aber kein Dr. hat, dann ist er kein studierter Doktor, verstanden?“

„Aha“, sagte der Sultan, und beschenkte Herrn Lustig reichlich mit Sultaninen; das sind so schrecklich gute Rosinen, müßt ihr wissen. Und dann entsandte er Boten nach Europa um einen Doktor. „Aber das eine merkt euch“,

trichterte er ihnen beim Abschied ein, „daß nur der ein wirklicher und ausgelernter Doktor ist, der mit der Silbe Dr. beginnt. Einen andern bringt mir nicht mit, sonst schneide ich euch die Ohren samt dem Kopf ab. Also marsch!“

Wenn ich erzählen sollte, was die Boten auf ihrer langen Reise nach Europa alles erlebt und erduldet haben, wäre es, Herr Magius, ein zu langes Märchen. Also nach vielen, vielen Anstrengungen gelangten die Boten doch endlich nach Europa und begannen einen Doktor für die Prinzessin Zubeida zu suchen.

Und so begab sich die Schar der solimanischen Boten, dieser Teufelsmameluken mit Turbanen auf den Köpfen und Schnurrbärten, so lang und dick wie Pferdeschweife, unter der Nase, auf den Weg durch den schwarzen Wald. Sie gingen und gingen, bis sie einen biederen Mann mit einer Säge und einer Axt auf der Schulter trafen.

„Gott geb euch Gesundheit“, grüßte sie der gute Mann.

„Geb's Gott“, antworteten die Boten. „Was seid ihr denn, guter Mann?“

„Dank der Nachfrage“, erwiderte der Mann. „Ich bin ein ausgelernter stellungsloser Drechsler und arbeite halt jetzt als Holzfäller.“

Die Heiden spitzten die Ohren und sagten: „Das ist etwas anderes, euer Gnaden. Wenn Sie der Dr. Echsler sind, müssen wir Sie bitten, daß Sie standepede schwuppdiwupp mit uns nach Solimanien kommen. Der Herr Sultan Soliman läßt sich bestens empfehlen und ladet Sie höflich an seinen Hof ein; falls Sie sich jedoch sträuben oder gar

wehren, werden wir Sie mit Gewalt hinbringen, und das sollten Sie sich, euer Wohlgeboren, lieber nicht wünschen.“

„Aber, aber“, wunderte sich der Holzfäller, „was will denn der Herr Sultan von mir?“

„Er hat irgendeine Arbeit für Sie“, sagten die Boten.

„Da ginge ich schon“, willigte der Holzfäller ein, „ich suche nämlich gerade Arbeit, meine Herren. Und damit ihr's wißt: auf die Arbeit bin ich wie ein Drache“.

Die Boten zwinkerten einander zu und meinten: „Das würde uns, Hochverehrter, gerade passen.“

„Einen Augenblick“, sagte der Holzfäller, „zuerst möchte ich hören, wieviel mir der Herr Sultan für meine Arbeit zahlen wird. Ich bin kein Draufgänger, aber hoffentlich ist auch der Herr Sultan kein Drückeberger.“

Die Boten des solimanischen Reiches entgegneten höflich:

„Das macht nichts, euer Gnaden, daß Sie nicht der Dr. Aufgänger sind, uns ist der Dr. Echsler ebenso willkommen. Und was unseren Herrn Sultan Soliman betrifft, können Sie uns glauben, daß er kein Dr. Ückeberger ist, sondern nur ein gewöhnlicher Herrscher und Tyrann.“

„Dann ist's gut“, sagte der Holzfäller. „Und was das Essen anbelangt, so esse ich bei der Arbeit wie ein Drescher und trinke wie ein Dromedar, verstanden?“

„Wir werden alles tun“, versicherten die Solimanen, „damit Sie sich auch in dieser Hinsicht bei uns vollkommen zufrieden fühlen.“

Daraufhin führten sie den Holzfäller mit viel Pomp und Ehrenbezeugungen aufs Schiff und segelten mit ihm nach

dem solimanischen Reiche. Als sie ankamen, kroch der Sultan Soliman rasch auf den Thron und befahl, sie ihm vorzuführen. Die Boten knieten vor ihm nieder, und der älteste und bärtigste von ihnen begann:

„Gnädigster Herr und Gebieter, Fürst aller Gläubigen, Herr Sultan Soliman! Auf deinen erlauchten Befehl hin begaben wir uns nach der Insel, genannt Europa, um den gelehrtesten, berühmtesten und bekanntesten Doktor für die Prinzessin Zubeida zu suchen. Da hätten wir ihn, Herr Sultan. Es ist der hochverehrte, weltberühmte Arzt Dr. Echsler; damit Sie auch wissen, was das für ein Doktor ist: auf die Arbeit stürzt er sich wie der Dr. Ache, wird bezahlt wie der Dr. Aufgänger, ißt wie der Dr. Escher und trinkt wie'n Dr. Omedar. Das sind nämlich, Herr Sultan, lauter berühmte und gelehrte Doktoren, woraus zu ersehen ist, daß wir den richtigen erwischt haben. Hm, hm. Das wäre eigentlich alles.“

„Seien Sie willkommen, Dr. Echsler“, sagte Sultan Soliman. „Ich möchte Sie bitten, sich meine Tochter, die Prinzessin Zubeida, anzusehen“.

Nun, warum sollte ich nicht, dachte sich der Holzfäller; der Sultan selbst führte ihn in ein halbdunkles, verhängtes Gemach, in dem die schönsten Teppiche, Polster und Kissen aufgebettet waren, auf denen die Prinzessin Zubeida, bleich wie eine Wachspuppe, lag und schlummerte.

„Oje, oje“, meinte der Holzfäller mitleidvoll, „Herr Sultan, ihr Mädels ist aber schwächlich!“

„Ja, das ist sie“, seufzte der Sultan.

„Wie halbtot“, sagte der Holzfäller, „so eine Kummerliese, eine hinfällige“.

„Eben, eben“, nickte der Sultan traurig. „Sie will nichts essen.“

„Und dünn ist sie wie eine Dachlatte, wie ein Besenstiel“, urteilte der Holzfäller, „und so gar keine Farbe hat sie, Herr Sultan. Ich möchte fast sagen, das Mägdlein ist krank.“

„Freilich ist sie krank“, sagte der Sultan niedergeschlagen. „Darum habe ich Sie ja auch hierher berufen, damit Sie sie gesund machen, wenn Sie der Dr. Echsler sind.“

„Ich?“ staunte der Holzfäller. „Um Gotteswillen, wie soll ich sie denn gesund machen?“

„Das ist schon Ihre Sache“, entgegnete der Sultan Soliman dumpf. „Deshalb sind Sie da und damit basta punktum. Aber das eine sage ich ihnen, wenn Sie sie nicht kurieren, lasse ich ihnen den Kopf abschlagen und dann ist es Amen mit ihnen.“

Aber das geht doch nicht, wollte sich der erschrockene Holzfäller wehren, nur daß ihn Herr Soliman garnicht zu Ende reden ließ.

„Keine Ausreden“, sagte er streng, „für solche Sachen habe ich keine Zeit, ich muß herrschen können. Also machen Sie sich an die Arbeit und zeigen Sie, was Sie können.“ Und er ging, setzte sich auf den Thron und herrschte.

Verflixte Sache das, dachte sich der Holzfäller, als er allein war, da hab ich mir was Schönes eingebrockt! Wie komme ich dazu, irgendeine Prinzessin zu kurieren? Ich

weiß doch gar nicht, wie man das macht! Das ist eine schöne Bescherung! Potz Hack und Klotz, was fang ich an? Wenn ich das Mädels nicht kuriere, schlagen sie mir den Kopf ab. Wäre es nicht im Märchen, würde ich sagen, daß es doch nicht angeht, jemandem für nichts und wieder nichts den Kopf abzuschlagen! Der Teufel muß mich geritten haben, daß ich ins Märchen geraten bin! Im gewöhnlichen Leben könnte so was gar nicht vorkommen. Meiner Seel, da bin ich selber neugierig, wie ich mich da herausziehen werde.

Von solchen und noch schwereren Gedanken geplagt, setzte sich der arme Holzfäller auf die Türschwelle des königlichen Palastes und seufzte. ‚Himmelkreuzfagott‘, sagte er dann zu sich, ‚was ist denen eigentlich eingefallen, mich hier zum Doktor zu machen? Wenn sie mir sagen würden: fälle diesen Baum da oder den dort, da würde ich ihnen schon zeigen, was ich kann! Da würde ich zupacken, daß die Späne nur so fliegen! Aber wie ich sehe, ist's um das Gebäude da wirklich verwachsen wie in einem Urwald, da kann ja nicht einmal die Sonne ordentlich in die Stube scheinen; da müssen sich doch Nässe, Schwamm, Schimmel und Tausendfüßler im Hause halten! Wartet, ich werde euch zeigen, was ich für eine Arbeit leiste!‘

Und schon warf er den Rock ab, spuckte sich in die Hände, packte Axt und Säge und begann die Bäume zu fällen, die um das Schloß des Sultans herum wuchsen. Ja, aber das waren keine Birnbäume, Apfel- oder Nußbäume wie bei uns, sondern lauter Palmen und Oleander,

Kokos-, Drachen- und Samtpalmen, Feigen- und Mahagonibäume und solche, die bis in den Himmel wachsen, und anderes exotisches Gewächs. Da würdet ihr Augen gemacht haben, Herr Magius, wie sich unser Holzfäller auf die Arbeit stürzte! Als es Mittag läutete, war um das Schloß herum schon eine ordentliche Lichtung; da trocknete sich der Holzfäller mit dem Ärmel den Schweiß ab, zog aus der Tasche ein Stück Schwarzbrot mit Quarkkäse, das er von Zuhause mitgebracht hatte, und begann zu essen.

Die Prinzessin schlief inzwischen in ihrem dunklen Gemach; bei dem Lärm, den der Holzfäller unten vor dem Schloß mit seiner Axt und seiner Säge verursachte, schlief sie besser als je zuvor. Sie erwachte erst durch die Stille, die eintrat, als der Holzfäller mit der Arbeit aufhörte, sich behäbig auf einem Holzhaufen niederließ und sein Käsebrot verzehrte.

Da öffnete die Prinzessin die Augen und staunte: was war denn das für ein ungewöhnliches Licht? Zum erstenmal in ihrem Leben flutete die Sonne in breitem Strome herein und erfüllte den düsteren Raum mit himmlischem Glanze. Die Prinzessin war von der Lichtflut schier geblendet; zudem roch durchs Fenster das frischgehackte Holz so stark und wundervoll, daß die Prinzessin tief und mit Wonne atmete. Und noch etwas roch in dem harzigen Duft, etwas, was die Prinzessin bisher nicht kannte — was war denn das? Sie stand auf und blickte durchs Fenster: an Stelle des feuchten Schattens eine Lichtung, von Mittagssonne überflutet, und dort saß ein ungeschlachter Kerl und aß mit gewaltigem Appetit etwas Schwarzes und

etwas Weißes; und das eben war es, was der Prinzessin so angenehm zu duften schien. Ihr wißt doch, immer riecht das am verlockendsten, was ein anderer zu Mittag ißt.

Die Prinzessin konnte es nicht mehr aushalten; der Geruch zog sie hinunter vors Schloß, näher und näher zu dem essenden Kerl, um zu sehen, was er denn Gutes zum Mittagsimbiß habe.

„Ah, die Prinzessin“, ließ sich der Holzfäller mit vollem Maul vernehmen. „Möchtet ihr nicht ein Stück Brot mit Quarkkäse?“

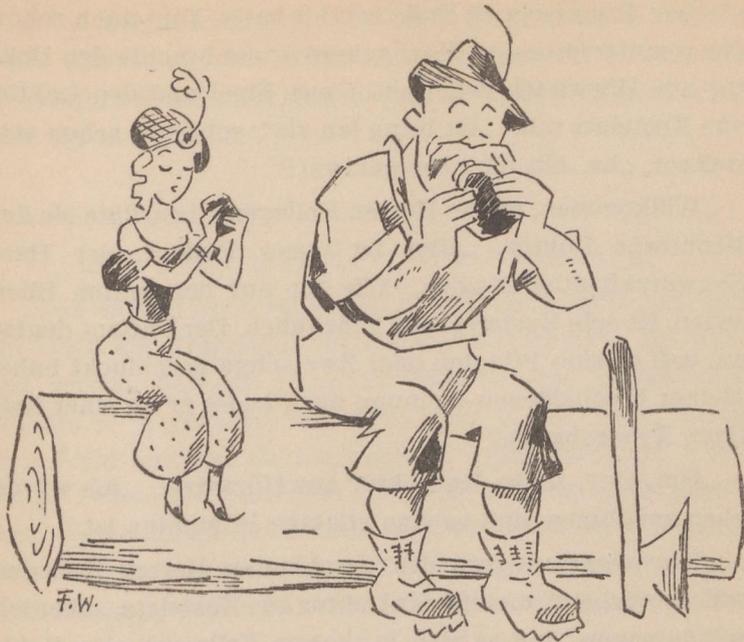
Die Prinzessin wurde rot und schüttelte sich; sie schämte sich zu sagen, daß sie für ihr Leben gern mal kosten möchte.

„Na, da habt ihr,“ brummte der Holzfäller und schnitt ihr mit seinem krummen Taschenmesser ein gehöriges Stück von dem Käsebrod ab. „Nehmt doch!“

Die Prinzessin blickte sich verstohlen um, ob sie niemand beobachte. „Danke schön“, platzte sie heraus, biß ins Brod und sagte: „Hm, das ist aber gut!“ Ich bitt' euch, ein Käsebrod, das hat so eine Prinzessin nie im Leben gesehen.

In diesem Augenblick sah der Herr Sultan Soliman gerade zum Fenster hinaus. Er traute seinen Augen kaum: statt des feuchten Schattens eine helle Lichtung, von Mittagssonne überflutet, und dort auf dem Holzstoß sitzt die Prinzessin mit vollem Mäulchen, hat vom Käse einen Schnurrbart von einem Ohr zum andern und futtert mit einem Appetit wie noch nie.

„Gott sei Dank“, seufzt der Sultan Soliman erleichtert



auf, „also haben sie mir für das Mädels doch den richtigen und studierten Doktor gebracht.“

Und von dieser Zeit an, Herr Magius, begann die Prinzessin tatsächlich kräftiger zu werden, ihre Wangen röteten sich, und sie aß wie eine Wölfin. Das ist die Wirkung von Licht, Luft und Sonne, damit ihr's wißt. Ich erzähle euch das nur, weil auch ihr hier in so einer Höhle lebt, in die nie die Sonne scheint oder der Wind bläst, und das, Herr Magius, ist gar nicht gesund. Also das wollte ich euch nur gesagt haben.“

Als der Hronower Doktor das Märchen von der solima-

nischen Prinzessin zu Ende erzählt hatte, kam auch schon der sommersprossige Vinci gelaufen und brachte den Doktor aus Hörwitzel, den Doktor aus Eipel und den Doktor aus Kosteletz mit. „Da bring ich sie“, schrie er schon von weitem, „ha, bin ich aber gerannt!“

„Willkommen, meine Herren Kollegen“, begrüßte sie der Hronower Doktor. „Hier ist unser Patient, der Herr Schwarzkünstler Magius. Wie Sie auf den ersten Blick sehen, ist sein Zustand sehr bedenklich. Der Patient deutet an, daß er eine Pflaume oder Zwetschge geschluckt habe. Meiner bescheidenen Meinung nach leidet er an einer heftigen Zwetschgitis.“

„Hm, hm“, sagte der Doktor aus Hörwitzel. „Ich würde eher annehmen, daß es eine stickige Pflaumitis ist.“

„Ich möchte ungern den geschätzten Herren Kollegen widersprechen“, meinte der Doktor aus Kosteletz, „aber ich würde sagen, daß es sich in diesem Falle um eine Kehlkopf-Kernitis handelt.“

„Meine Herren,“ ließ sich der Eipeler Doktor vernehmen, „ich schlage vor, uns auf die Diagnose zu einigen, daß Herr Magius von einer heftigen Zwetschgen-Kehlkopf-Kernpflaumitis befallen ist“.

„Da gratuliere ich ihnen, Herr Magius“, sagte der Doktor aus Hörwitzel, „das ist nämlich eine sehr seltene und schwere Krankheit“.

„Ein interessanter Fall“, fügte der Doktor aus Eipel hinzu.

„Herr Kollege“, wandte der Kosteletzter Doktor ein, „da

sind mir schon hübschere und interessantere medizinische Fälle vorgekommen. Haben Sie schon gehört, wie ich den Waldschratt vom Kraglstein kuriert habe? Wenn nicht, will ich es erzählen.“

### Der Fall mit dem Waldschratt.

„Das ist nun auch schon ein paar schöne Jahre her, daß im Wald am Kraglstein ein Waldschratt hauste. Ihr werdet wissen, daß das einer der widerlichsten Spukgeister ist, die es je gegeben hat. Man geht in der Nacht durch den Wald und auf einmal krächzt, brüllt, jammert, wehklagt, heult oder kichert es ganz fürchterlich hinter einem her. Natürlich erschrickt man zu Tode und wird von einem solchen Grauen gepackt, daß man davonläuft, wegrast und fortjagt, und vor Angst fast die Seele aufgibt. Das also machte dieser Waldschratt; und dieses Unwesen trieb er jahrelang auf dem Kraglstein, so daß sich die Leute dort schon fürchteten, im Dunkeln heimzugehen.

Da kommt einmal zu mir in die Sprechstunde so ein wunderliches Männchen, nichts als Maul, die Schnauze reicht ihm von einem Ohr zum andern, den Hals hat er mit irgendeinem Fetzen vermummt und hustet, keucht, röchelt, krächzt, qualstert, stöhnt und ist so heiser, daß man nicht ein Wort versteht.

„Was fehlt euch denn?“ frage ich.

„Herr Doktor,“ krächzt das Kerlchen, „ich bin, bitte schön, irgendwie heiser geworden.“

„Das merke ich,“ sage ich, „aber wer seid ihr denn eigentlich?“

Der Patient kratzt sich ein wenig und platzt dann heraus: „Ich bin, bitte schön, ein gewisser Waldschratt vom Kraglstein.“

„Aha,“ sage ich, „also ihr seid der Kujon, der verflixte Kerl, der die Leute im Wald schreckt? Ah, mein Lieber, da geschieht euch ja ganz recht, daß ihr die Stimme verloren habt. Das wäre noch schöner, wenn ich jetzt eure Larifari-Ugitis oder Kalshatarrh, wollte sagen Halskatarrh, kurierte, damit ihr im Wald wieder heulen könnt und die Menschen eine Gänsehaut kriegen. Nein, nein, hustet und prustet in Gottes Namen nur weiter, wenigstens werdet ihr Ruhe geben.“

Doch da begann der Waldschratt zu betteln: „Um Gotteswillen, Herr Doktor, ich flehe Sie an, kurieren Sie mich von meiner Heiserkeit, ich werde schon brav sein und nie mehr Menschen schrecken.“

„Das möchte ich euch nicht raten,“ sagte ich, „ihr habt euch bei der Spukerei überschrien und deshalb die Stimme verloren, verstanden? Lieber Freund, dieses Herumgeistern im Wald ist nichts für euch, im Wald ist es kühl und feucht, und ihr habt etwas empfindliche Atmungsorgane.“

Ich weiß nicht, ich weiß nicht, vielleicht läßt sich euer Katarrh ausheilen, aber dann müßt ihr das Spuken ganz sein lassen und von den Wäldern weit wegziehen; sonst kann euch niemand kurieren.“

Da wurde der Waldschratt betrübt und kratzte sich

hinterm Ohr: „Das ist eine schwere Sache, gnädiger Herr, wovon soll ich denn leben, wenn ich das Spuken sein lasse? Ich kann doch nichts andres als heulen und brüllen, nämlich solange ich bei Stimme bin.“

„Aber Mensch,“ entgegnete ich, „mit einem so seltenen Stimmorgan, wie ihr es habt, würde ich als Sänger zur Oper, als Marktschreier oder Ausrufer zum Zirkus gehen; es ist ja ewig schade, daß ihr mit dieser prachtvollen und gewaltigen Stimme auf dem Lande draußen lebt, meint ihr nicht auch? In der Stadt kämt ihr viel besser zur Geltung.“

„Hab' ich mir auch schon gedacht,“ bekannte der Waldschratt. „Na, ich werde versuchen, irgendwo unterzukommen, sobald ich nur wieder bei Stimme bin.“

Und so habe ich ihm denn, meine Herren, den Schlund mit Jod ausgepinselt, ihm Chlorkali und Hypermangan zum Gurgeln und Anginol zum Einnehmen vorgeschrieben und Umschläge auf den Hals verordnet. Seit dieser Zeit war der Waldschratt auf dem Kraglstein nicht mehr zu hören; er ist tatsächlich verzogen und hat die Spukerei sein lassen. Erst nach Jahren hörte ich wieder von ihm und zwar aus der großen Stadt Hurdaburda. Angeblich hat sich jener Waldschratt dort auf die Politik geworfen und auf Versammlungen mit so gewaltiger Stimme und mit so viel Erfolg geredet, daß er zum Abgeordneten gewählt wurde, und es ihm bis heute gut geht.

Ich erzähle das hier nur deshalb, damit Herr Magius sieht, wie Luftveränderung bei einigen Krankheiten manchmal Wunder wirkt.“

## Der Fall mit dem Nickelmann aus Hawlowitz.

„Da hab ich auch einmal einen interessanten ärztlichen Fall gehabt,“ fing der Eipeler Doktor an. „Bei uns in Eipel, hinter dem Hawlowitzer Steig, lebte im Weiden- und Erlenwurzelwerk ein alter Wassermann namens Joudal; das war so ein griesgrämiger, mißgestalteter, mürrischer und brummiger Kerl; manchmal machte er Ueberschwemmungen, und oft zog er auch Kinder beim Baden ins Wasser hinunter; kurz, die Leute sahen ihn nicht gern im Fluß.

Einmal im Herbst kommt zu mir in die Ordination ein Großväterchen in grünem Frack und rotem Halstuch und ächzt, hustet, niest, prustet, seufzt, zerrt und heult: „Herr Doktor, ich hab eine Erkältung oder einen Schnupfen erwischt; hier sticht es, da zieht es, im Kreuz hab ich Schmerzen und in den Gelenken Reißen, husten tue ich, ein Wunder, daß ich dabei nicht ersticke, und dazu noch einen Mordsschnupfen — so möcht ich euch um eine Medizin bitten.“

Ich untersuche ihn und sage: „Großväterchen, das ist Rheumatismus; ich gebe euch da diese Salbe, es ist Lini-mentum, wißt ihr, aber das ist noch nicht alles. Ihr müßt euch recht warm und trocken halten, versteht ihr?“

„Ich verstehe schon,“ brummte der Alte, „aber mit dem Warm und Trocken wird das kaum gehen, junger Herr.“

„Warum denn nicht?“ frage ich ihn.

„Nun,“ antwortete der Alte, „weil ich der Hawlowitzer Nick bin, Herr Doktor. Wie soll ich's mir denn im Wasser warm und trocken machen? Ich muß mir doch die Nase



mit der Wasserfläche abwischen, und dann schlafe ich doch im Wasser und decke mich mit Wasser zu; jetzt auf die alten Tage habe ich mir ohnehin weiches statt des harten Wassers ins Bett genommen, damit ich weicher liege.

Aber mit dem Trocken und Warm wird das eine schwere Sache sein, meint ihr nicht auch?“

„Da hilft aber nichts, Großväterchen,“ sage ich, „in dem kalten Wasser wird euer Rheumatismus nur noch schlimmer werden. Alte Knochen brauchen halt Wärme. Wie alt seid ihr denn eigentlich, Herr Nickelmann?“

„Ach je, Herr Doktor,“ brummte der Wassermann, „ich bin noch aus der Zeit der Heiden da, — das kann nun schon an die tausend Jahre sein oder auch mehr. Ja, ja, die Zeit vergeht.“

„Na seht ihr,“ sage ich zu ihm, „in diesem Alter, Großväterchen, müßt ihr euch schon mehr hinterm Ofen aufhalten. Wartet einmal, da fällt mir was ein! Habt ihr schon jemals von heißen Quellen gehört?“

„Ja, gehört hab ich schon davon,“ murmelte der alte Wassermann, „aber hier gibt es keine.“

„Hier nicht,“ sage ich, „aber in Teplitz und Pystian und an vielen anderen Orten; nur sind sie tief unter der Erde. Und diese heißen Quellen, wißt ihr, sind eben für die alten rheumatischen Nickelmänner geschaffen. Ihr werdet euch einfach in einem solchen heißen Quell als Heißwassermann niederlassen und dabei euren Rheumatismus kurieren.“

„Hm, hm,“ überlegte der Alte unschlüssig, „und was hat so ein Heißwassermann eigentlich zu tun?“

„Nicht viel,“ erwiderte ich, „er muß nur fortwährend das heiße Wasser aus dem Erdinnern heraufziehen, damit es nicht auskühlt. Und das übrige heiße Wasser läßt er zur Erdoberfläche hinauf. Das ist alles.“

„Das ginge ja,“ murmelte der Hawlowitzer Wassermann. „Da werde ich mich halt nach so einem heißen Quell umsehen. Ich danke vielmals, Herr Doktor.“ Er humpelte aus dem Sprechzimmer; nur eine kleine Wasserlache blieb nach ihm am Fußboden zurück.

Und sehen Sie, Herr Kollege, der Hawlowitzer Nickelmänn war so vernünftig und hat auf mich gehört; er ließ sich in der Slovakei in einem heißen Quell nieder und zieht so viel siedendes Wasser aus dem Erdinnern herauf, daß an jener Stelle jetzt ständig Heißwasser sprudelt. Und in dem heißen Quell baden Menschen, und es tut ihnen gut; aus der ganzen Welt kommen sie hin, um ihren Rheumatismus zu kurieren. Nehmt euch ein Beispiel daran, Herr Magius, und befolgt alles, was wir Doktoren euch raten.“

### Der Fall mit den Nymphen.

„Da hab ich auch einmal so einen sonderbaren Fall gehabt,“ begann der Doktor aus Hörwitzel. „Einmal in der Nacht, ich schlief gerade wie ein Klotz, klopft plötzlich jemand an mein Fenster und ruft: „Doktor, Doktor!“

Ich öffne und frage: „Na, was ist denn? Braucht mich jemand?“

„Ja,“ höre ich eine ängstliche und süße Stimme aus der Dunkelheit. „Komm! Komm und hilf!“

„Wer ist dort?“ frage ich. „Wer ruft mich?“

„Ich, die Stimme der Nacht,“ spricht es aus dem Schatten, „die Stimme der Mondnacht, komm!“

„Ich gehe schon,“ sagte ich wie im Traum, und zog mich rasch an. Als ich vors Haus kam, war niemand da.

Mir wurde angst und bange, meine Herren. „Hallo“, rief ich halblaut, „ist jemand da? Wohin soll ich denn gehen?“

„Mir nach, mir nach,“ schluchzte eine zarte, unsichtbare Stimme, und ich ging in der Richtung, aus der die Stimme kam, Weg oder Nichtweg, über tauige Wiesen und durch einen schwarzen Wald; der Mond schien und die ganze Welt erschauerte in frostiger Schönheit. Meine Herren, ich kenne unsere Gegend wie meine Handfläche; doch in jener Mondnacht erschien sie mir so unwahrscheinlich wie ein Traum. Es kommt manchmal vor, daß wir in einer Gegend, die uns am nächsten liegt, eine andre Welt wiederfinden.

Als ich bereits eine geraume Weile hinter der Stimme herging, dachte ich mir, meiner Seel, das könnte das Rati-borer Tal sein. „Hier, Doktor, hier,“ ruft die Stimme — es klang so, als ob im Fluß eine glitzernde Welle plätscherte; und da stehe ich auch schon am Ufer des Upa-flusses auf einem mondbeschiedenen silbrigen Anger. In der Mitte des Angers schimmert etwas, vielleicht ist es ein Körper, vielleicht nur Nebel, vielleicht höre ich leises Weinen, vielleicht ist es nur das Rauschen des Wassers.

„Na, na,“ sage ich beschwichtigend, „wer sind wir denn und wo tut's uns denn weh?“

„Ach, Doktor,“ ließ sich das Schimmernde auf der Erde mit bebendem Stimmchen vernehmen. „Ich bin nur eine Nympe, eine Waldelfe. Meine Schwestern tanzten; ich

tanzte mit ihnen, und dann, ich weiß nicht, vielleicht bin ich über einen Mondstrahl gestolpert, vielleicht bin ich auf dem Glitzern der zittrigen Tautropfen ausgeglitten, ich weiß nicht, was mit mir geschah; plötzlich liege ich und kann nicht aufstehen, und das Füßchen schmerzt, schmerzt, schmerzt —“

„Ja, mein Fräulein,“ sagte ich, „das wird eben eine Fraktur oder ein Bruch sein. Das bringen wir schon wieder in Ordnung. Also Sie sind eine von den Elfen, die hier im Tale tanzen? Schau, schau! Und wenn sich zufällig ein Bursch aus Graupwald oder Raspenau hierher verirrt, tanzt ihr ihn zu Tode, nicht wahr? Hm, hm! Wissen Sie, Mädchen, daß das ein Unfug ist? Diesmal ist ihnen ihr Treiben recht übel bekommen! Das haben Sie von ihrer ewigen Tanzerei.“

„Ach, Doktor,“ wimmerte das Schimmernde am Anger, „wenn Sie wüßten, wie mein Füßchen schmerzt.“

„Natürlich schmerzt es,“ sagte ich. „Eine Fraktur muß schmerzen.“ Und ich kniete neben dem Elflein nieder, um den Bruch zu behandeln.

Meine Herren Kollegen, ich habe schon hundert und aberhundert Brüche behandelt, aber mit Nymphen ist es eine schwere Arbeit. Ihr Körper besteht nur aus Strahlen und die Knochen aus sogenannten harten Strahlen; — in die Hand nehmen kann man sie nicht, weil sie so dünn wie ein Hauch, wie ein Licht, wie ein Nebel sind, und das soll unsereiner einrenken, einschnüren, einschienen! Glauben Sie mir, das war eine verflixte Spielerei. Ich versuchte, sie mit Spinnewebe zu verbinden, doch die Nympe jam-

merte: „Au! das schneidet ja wie Stricke ein!“ Ich wollte ihr das gebrochene Füßchen mit dem Blatt einer Apfelblüte festigen, doch sie beginnt zu schluchzen: „Ach, das drückt ja wie ein Stein!“

Was sollte ich tun? So schabte ich schließlich nur den Glanz, den metallenen Schimmer von den Flügeln einer Wasserjungfer oder Libelle ab und machte daraus zwei Schienchen; dann löste ich einen Mondstrahl in einem Tautropfen in die sieben Regenbogenfarben auf und band mit dem dünnsten blauen Strahl die Schienchen an das Füßlein der Nymphe fest. Das war eine solche Anstrengung, daß ich dabei schwitzte, als ob der Vollmond wie die Augustsonne geschienen hätte. Als ich damit fertig war, setzte ich mich zur Nymphe und sagte:

„So, Fräulein, jetzt Ruhe, und das Füßchen solange nicht bewegen, bis der Bruch wieder verwachsen ist. Aber hören Sie, Liebling, eigentlich wundere ich mich über Sie und ihre Fräulein Schwestern, daß ihr noch hier seid. Alle Elfen und Nymphen, die es gab, haben schon lange, lange einen besseren Posten gefunden.“

„Wo?“ hauchte die Nymphe.

„Wo? In Amerika, in Hollywood,“ sagte ich. „Dort, wo die Filme gemacht werden. Sie spielen und tanzen für den Film und bekommen dafür Geld wie Heu, und die ganze Welt bewundert sie — ja, das ist eine ganz, ganz große Sache, Fräulein. Alle Nymphen und Elfen sind schon lange beim Film, und die Wald- und Wiesengeister auch — wie ausgekehrt ist es überall. Wenn Sie die Toiletten und den Schmuck dieser Nymphen sähen! — was denken

Sie, die würden so ein einfaches Kleid, wie Sie da anhaben, nicht tragen.“

„Oho,“ wehrte sich die Nymphe. „Dieses Kleidchen ist aus dem Lichte der Johanniskäferchen gewoben.“

„Na eben,“ sagte ich. „Das trägt man jetzt schon nicht mehr, und der Schnitt ist auch ein ganz anderer.“

„Mit einer Schleppe?“ fragte die Nymphe begierig.

„Das kann ich ihnen wirklich nicht sagen,“ erwiderte ich, „darin kenne ich mich nicht aus. Sie sollten sich's wenigstens einmal ansehen, dieses Hollywood. Man fährt über Hamburg oder Havre. Aber jetzt wär's Zeit, daß ich gehe, in einer Weile ist es hell; soviel ich weiß, dürft ihr Nymphen euch nur im Dunkeln zeigen, nicht wahr? Also leben Sie wohl, Fräulein, und das mit dem Film überlegen Sie sich noch.“

Ich habe die Nymphe nie mehr wiedergesehen; wahrscheinlich ist der gebrochene Unterschenkelknochen gut geheilt. Und was sagen Sie dazu: seit dieser Zeit hat man im Ratiborer Tal keine Nymphen und Elfen mehr erblickt. Es wird schon so sein, daß sie nach Hollywood gefahren und zum Film gegangen sind. Passen Sie nur einmal im Kino gut auf: es sieht aus, als bewegten sich auf der Leinwand Damen und Herren, aber in Wirklichkeit haben sie keinen Körper, man kann sie nicht berühren, weil sie nur aus Strahlen bestehen; daran erkennt man, daß sie nichts anderes sind als Nymphen. Deshalb muß man auch im Kino das Licht auslöschen und dunkel machen, weil Elfen und sonstiges Geisterpack das Licht scheuen und nur im Dunkeln zum Leben erwachen.

Und weiter ergibt sich daraus, daß weder Geister noch sonstige Märchenerscheinungen in unsere Zeit passen, höchstens, sie finden einen anderen und vernünftigeren Beruf für sich. Gelegenheit hierzu haben sie ja mehr als genug.“

Um Gotteswillen, Kinder, vor lauter Erzählen haben wir fast den Zauberer Magius vergessen! Kein Wunder, er konnte ja weder a noch b sagen, da die Pflaume immer noch in seinem Halse steckte; er schwitzt nur vor Angst, rollt die Augen und denkt dabei: wenn mir nur die vier Doktoren schon helfen wollten.

„Also, Herr Magius,“ sagte endlich der Doktor aus Kosteletz, „jetzt wollen wir an die Operation schreiten. Aber zuerst müssen wir uns die Hände waschen, weil in der Chirurgie Reinlichkeit die Hauptsache ist.“

Und die vier Doktoren zogen sich reine weiße Mäntel an und begannen sich die Hände zu waschen; zuerst im warmen Wasser, dann in reinem Alkohol, dann in Benzin, dann in Karbolwasser. Und — o Graus, Kinder, jetzt beginnt die Operation! Wer es nicht mit ansehen kann, macht lieber die Augen zu.

„Vinci,“ befahl der Doktor aus Hörwitzel, „halte dem Patienten die Hände, damit er sich nicht rühren kann.“

„Seid ihr bereit, Herr Magius?“ fragte der Doktor aus Eipel ernst.

Magius nickte nur; aber dabei wurde seine Seele vor Angst so klein, daß sie hinter einem Fingernagel Platz gehabt hätte.

„Also jetzt!“ rief der Hronower Doktor.



Im selben Augenblick holte der Doktor aus Kosteletz aus und versetzte Magius einen solchen Puff oder Stups in den Rücken, daß

— es wie bei einem Gewitter donnerte und die Menschen selbst in Nachod, Flossenbürg, ja sogar in Heringsgrün zum Himmel blickten, ob nicht ein Unwetter heraufziehe; — die Erde erbebe, in Dürhennerschlag ein Stollen in einem verlassenen Bergwerk einstürzte und in Mildeneich der Kirchturm wankte;

— in der ganzen Gegend von Trautenau und Politz und vielleicht noch weiter alle Tauben erschrocken aufflogen, alle Hunde sich vor Angst in ihre Hütten verkrochen und alle Katzen vom Ofen sprangen;

— und die Pflaume mit einer solchen Wucht und Geschwindigkeit aus dem Halse des Zauberers fuhr, daß sie

bis nach Pardubitz flog und erst bei Schuschnitz zur Erde fiel, wobei sie im Felde ein Paar Ochsen erschlug und sich noch drei Klafter, zwei Ellen, anderthalb Fuß, sieben Zoll, vier Spannen und ein Viertel Strich tief in die Erde bohrte.

Zuerst flog die Pflaume aus Magius' Hals und gleich darauf die Worte: „— geschickter Tölpel!“ Das war nämlich die andere Hälfte, die Magius im Halse stecken- geblieben war, als er zu dem sommersprossigen Vinci: „Du ungeschickter Tölpel!“ sagen wollte. Nur flogen diese Worte nicht mehr so weit, sondern fielen gleich hinter Josefthal zur Erde und spalteten dabei einen alten Birn- baum entzwei.

Dann strich sich Magius seinen Schurrbart zurecht und sagte: „Danke verbindlichst!“

„Gerne geschehen,“ antworteten die vier Doktoren. „Die Operation ist gelungen.“

„Nur,“ meinte gleich darauf der Eipeler Doktor, „müßtet ihr euch, um von der Krankheit ganz zu genesen, ein paar hundert Jahre lang erholen, Herr Magius. Ich empfehle euch dringend Luft- und Klimawechsel, so wie dem Nickel- mann aus Hawlowitz.“

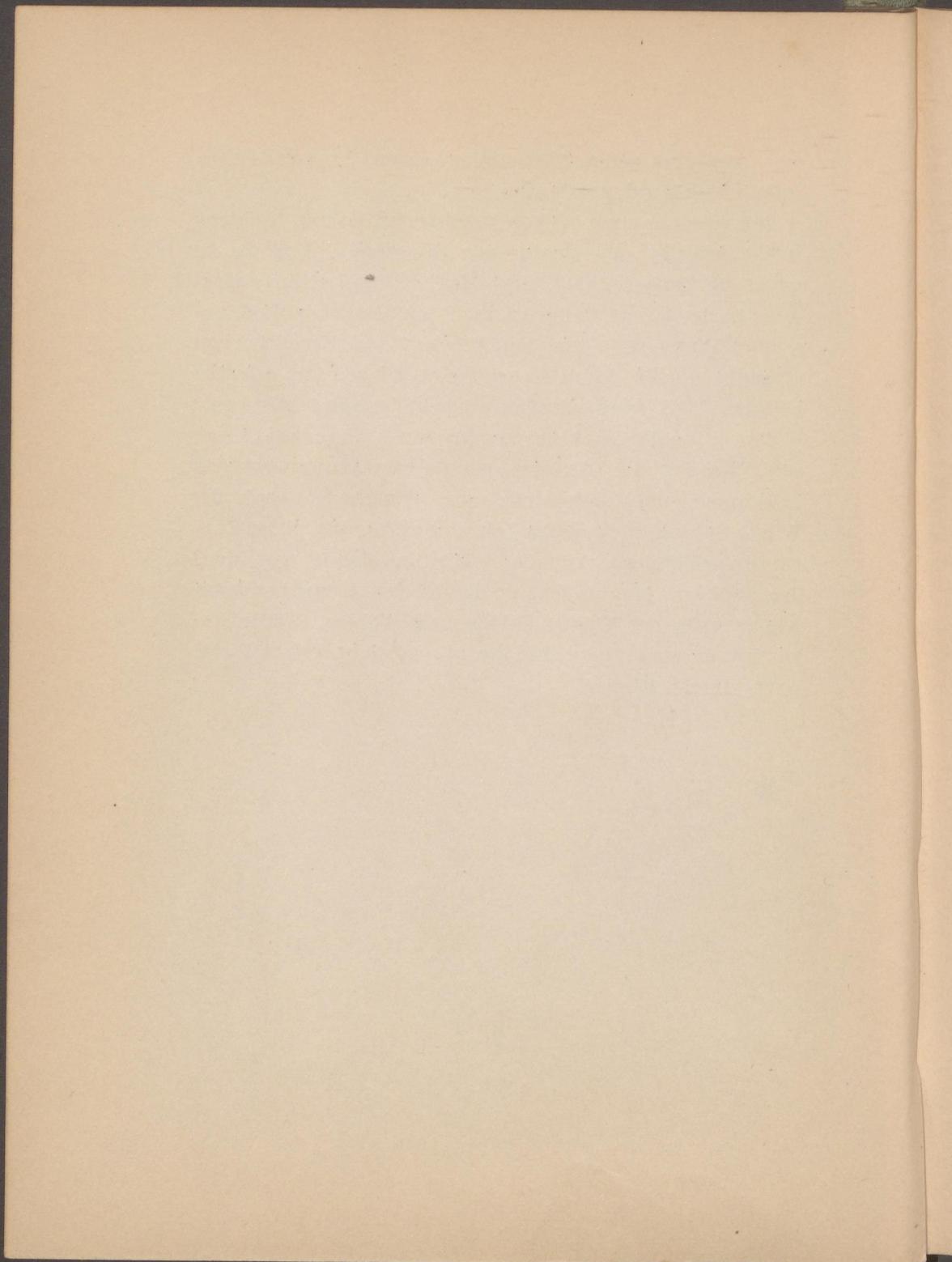
„Ich stimme dem Herrn Kollegen zu,“ erklärte der Hro- nower Doktor. „Ihr braucht für eure Gesundheit viel Sonne und Licht, so wie die solimanische Prinzessin. Aus diesem Grunde würde ich euch dringend einen Aufenthalt in der Wüste Sahara anraten.“

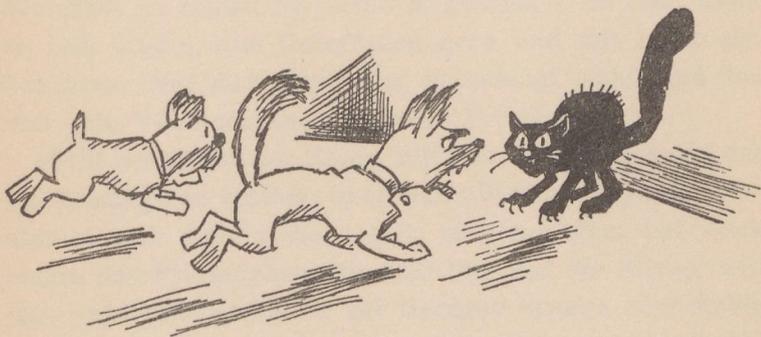
„Was mich betrifft,“ fügte der Kosteletzter Doktor hinzu, „bin ich der gleichen Ansicht. Die Wüste Sahara wird für euch, Herr Magius, schon deshalb außerordentlich gesund

sein, weil dort keine Pflaumen wachsen, die euer Leben ernstlich gefährden könnten.“

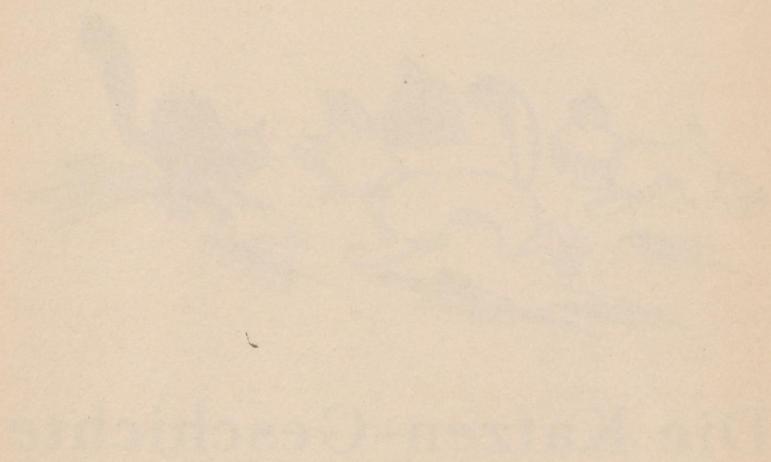
„Ich schließe mich meinen geschätzten Herren Kollegen an,“ bekräftigte der Doktor aus Hörwitzel. „Und da ihr schon ein Zauberer seid, Herr Magius, könntet ihr wenigstens in der Wüste Sahara forschen und nachdenken, auf welche Weise sich dort Feuchtigkeit und Fruchtbarkeit hinzaubern ließe, damit Menschen dort leben und arbeiten könnten. Das wäre wirklich ein wundervolles Märchen.“

Was sollte der Zauberer Magius tun? Er bedankte sich schön bei den vier Doktoren, packte sein Zauberwerkzeug zusammen und übersiedelte vom Glatzkogel nach der Wüste Sahara. Seit dieser Zeit gibt es bei uns weder Zauberer noch Schwarzkünstler mehr, und das ist gut; doch der Zauberer Magius lebt noch und denkt darüber nach, wie man in der Wüste Felder und Wälder, Städte und Dörfer hervorzaubern könnte — vielleicht erlebt ihr es noch einmal, Kinder.





## Die Katzen-Geschichte



### Wie der König die Katze kaufte.

Im Reiche der Spitzbuben herrschte ein König; um die Wahrheit zu sagen, herrschte er glücklich, da ihm, wenn es sein mußte, alle Untertanen gern und mit Liebe gehorchten. Nur eine folgte ihm manchmal nicht, und das war sein Töchterchen, die kleine Prinzessin.

Wohl befahl ihr der König, mit dem Balle nicht auf der Schloßstiege zu spielen; aber was nützte das! Kaum war einmal ihre Amme ein wenig eingeschlafen, lief auch schon das Prinzeßchen mit dem Ball auf die Stiege, und da — vielleicht wollte sie der Herrgott strafen oder stellte ihr der Teufel ein Bein — kurz, sie fiel und schlug sich das Knie wund. Dann saß sie auf der Stiege und weinte — wenn es nicht ein Prinzeßchen wäre, würde man sagen, daß sie brüllte, was die Lunge hergab. Natürlich liefen gleich die Hofdamen mit kristallinen Waschbecken und seidenen Verbänden, zehn königliche Doktoren und drei Hofkaplane zusammen, doch keiner von ihnen konnte den Schmerz des Prinzeßleins lindern.

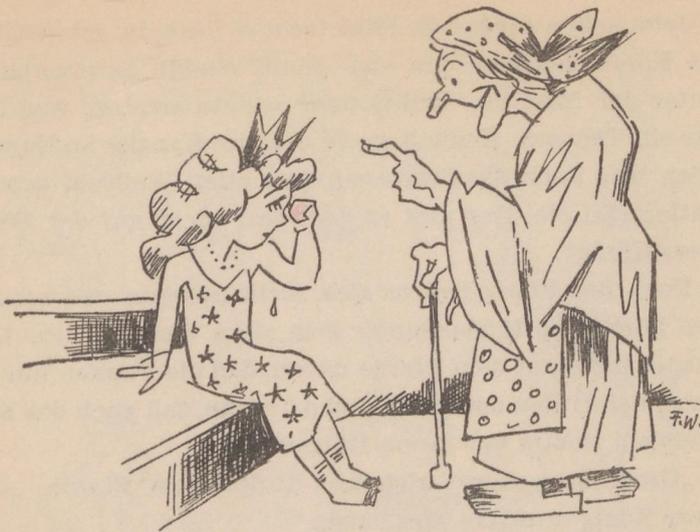
Da kam ein altes Weiblein des Weges gehumpelt, und als sie das Prinzeßchen auf der Stiege weinen sah, kniete sie zu ihm nieder und meinte begütigend: „Aber weint doch nicht, Prinzeßlein. Wenn ich euch ein Tier brächte, das smaragdene Augen hat, die ihm niemand stehlen kann,

einen sooo langen Bart, und doch kein Mann ist, ein knisterndes Fell, das dennoch nicht verbrennt, seidige Pfötchen, die es trotzdem niemals durchtritt, und in den Täschchen sechzehn Messerchen und doch damit kein Fleisch schneiden kann, dann würdet ihr wohl nicht mehr weinen?“

Das Prinzeßchen blickte das alte Weiblein an. Aus dem einen blauen Äuglein tropften noch die Tränen, doch das andere lachte schon vor Freude. „Aber Großmütterchen, so ein Tier gibt es doch gar nicht auf der Welt.“

„Oh doch,“ meinte die Alte. „Wenn mir der Herr König geben wollte, was ich dafür verlange, würde ich es euch gleich bringen.“ Nach diesen Worten humpelte sie langsam weiter.

Das Prinzeßchen blieb auf der Stiege sitzen, weinte aber nicht mehr; sie dachte nur noch darüber nach, was das wohl für ein Tier sein könnte. Und plötzlich begann es ihr leid zu tun, daß sie es nicht hatte und die Alte es ihr nicht bringen würde, und so begann sie von neuem still vor sich hin zu weinen. Es begab sich, daß der Herr König gerade zum Fenster hinaussah, weil er wissen wollte, warum die Prinzessin so schrie, und so hatte er alles mitangesehen und angehört. Als er merkte, daß das alte Weiblein das Prinzeßchen so schön zu beruhigen verstand, setzte er sich wieder auf den Thron inmitten seiner Minister und Ratgeber; doch das Tier ging ihm nicht aus dem Kopf. „Es hat smaragdene Augen,“ wiederholte er fortwährend, „und doch werden sie ihm nicht gestohlen, es hat so einen Bart und ist doch kein Mann, hat ein knistern-



des Fell, das trotzdem nicht verbrennt, hat seidige Pfoten und tritt sie doch niemals durch, hat sechzehn Messerchen in den Täschchen und schneidet dennoch kein Fleisch damit; was ist das?“ Als die Minister sahen, daß der König in einem fort etwas vor sich hinmurmelte, den Kopf schüttelte und unter der Nase einen riesigen Schnurrbart mit der Hand andeutete, konnten sie nicht begreifen, was mit ihm los sei, bis ihn der alte Kanzler geradeheraus fragte.

„Ich überlege,“ erwiderte der König, „was das für ein Tier sein könnte: es hat smaragdene Augen und doch stiehlt sie ihm niemand, es hat sooo einen Bart und ist doch kein Mann, hat ein knisterndes Fell, das trotzdem nicht verbrennt, hat seidige Pfötchen, die es doch niemals durchtritt, und in den Täschchen sechzehn Messerchen, mit denen es dennoch kein Fleisch schneidet; was ist das?“

Jetzt saßen wieder die Minister und Räte da, schüttelten die Köpfe, deuteten mit der Hand riesige Schnurrbärte unter der Nase an, doch keiner konnte erraten, was das für ein Tier sei. Endlich sagte der alte Kanzler im Namen aller, was auch die Prinzessin dem alten Weiblein gesagt hatte: „So ein Tier gibt es doch gar nicht auf der Welt, Herr König“.

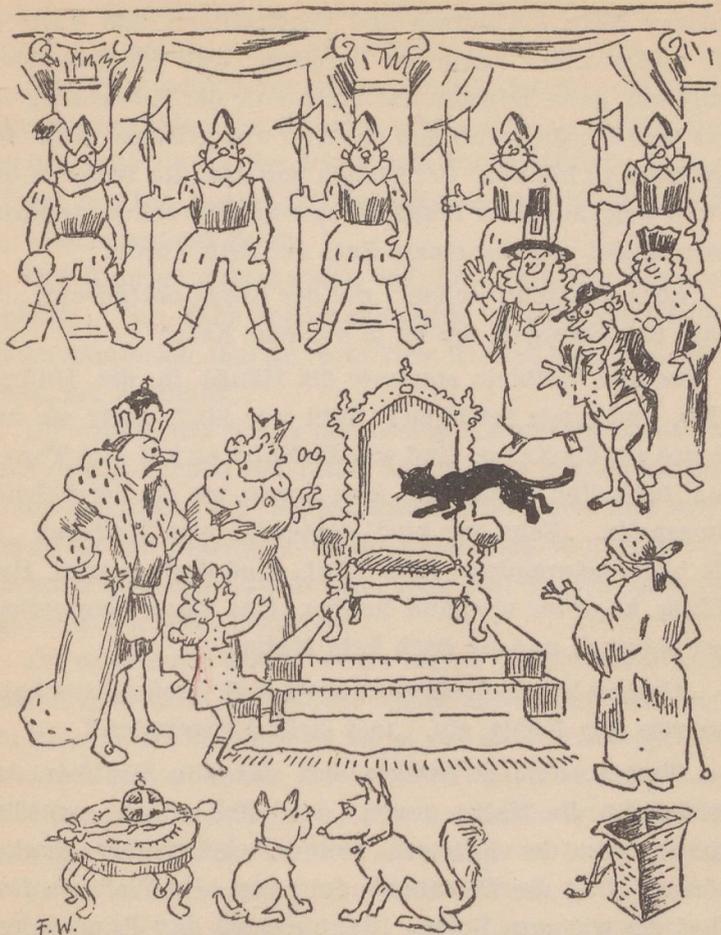
Doch der König ließ es sich nicht nehmen und sandte den hurtigsten Kurier hinter dem alten Weiblein her. Der Kurier jagte auf dem Pferde davon, daß die Funken nur so unter den Hufen sprühten, und da, siehe, saß auch das alte Weiblein richtig vor ihrem Häuschen.

„Großmütterchen“, rief der Kurier vom Pferde, „der Herr König muß das Tier haben.“

„Er soll haben“, erwiderte das alte Weiblein, „was er verlangt, wenn er mir so viele Taler gibt, als Raum unter seiner Mutter Haube für bestes Silber ist.“

Der Kurier jagte zum Palast zurück, daß sich der Staub bis zu den Wolken erhob. „Herr König,“ meldete er, „das alte Weib will das Tier herbringen, wenn sie so viele Taler bekommt, als Platz unter der Haube eurer Mutter für bestes Silber ist.“

„Das wird nicht viel sein“, dachte der König und schwor einen großen Schwur, daß er dem Weiblein genau so viele Taler geben wolle; aber gleich darauf ging er zu seiner Mutter. „Mütterchen,“ sagte er, „wir bekommen Besuch. Nehmt doch das kleine, hübsche Häubchen, das kleinste von allen, das gerade nur den Haarknoten bedeckt“. Und die alte Mutter tat ihm den Gefallen.



Das Weiblein kam also in den Palast und trug einen Tragkorb, fein säuberlich mit einem Tuch zugedeckt, am Rücken. Im großen Saale warteten schon der König, seine Mutter und das Prinzeßchen; aber auch alle Minister, Ge-

heimen Räte, Feldherren und Vorsitzenden, alle warteten sie und atmeten kaum vor Neugier. Das Weiblein band langsam, ganz langsam das Tuch auf; der König stieg sogar vom Thron herab, um das Tier aus größerer Nähe betrachten zu können. Schließlich zog das alte Weiblein das Tuch weg: aus dem Tragkorb sprang eine schwarze Katze heraus und war mit einem Satz auf dem Thron.

„Aber Großmütterchen“, rief der König enttäuscht, „ihr habt uns betrogen, das ist ja nur eine Katze“.

Das alte Weiblein stemmte die Hände in die Hüften: „Ich, und euch betrügen? Seht nur hin“, sagte sie und zeigte auf die Katze. Und wie die Katze so auf dem Throne saß, funkelten tatsächlich ihre Augen wie die herrlichsten Smaragde. „Seht nur hin“, sagte das alte Weiblein, „ob sie nicht smaragdene Augen hat. Und diese Augen, Herr König, kann ihr niemand stehlen. Und einen Schnurrbart hat sie auch und ist doch kein Mann.“

„Aber sie hat doch ein schwarzes Fell, Großmütterchen,“ wandte der König ein, „und kein knisterndes.“

„Wartet nur“, verteidigte sich das alte Weiblein und streichelte die Katze gegen das Fell. Und wirklich konnte man das Knistern kleiner, elektrischer Funken hören. „Und die Pfötchen“, fuhr das alte Weiblein fort, „hat sie wie aus Seide. Nicht einmal das Prinzeßchen, wenn sie barfuß liefe, könnte lautloser gehen.“

„Gut“, gab der König zu, „dafür hat sie aber nicht ein einziges Täschchen und keine sechzehn Messerchen“.

„Die Täschchen“, entgegnete das alte Weiblein, „hat sie

an den Pfoten und in jedem eine messerscharfe Kralle. Zählt nur einmal nach, ob es auch sechzehn sind.“

Der König winkte dem alten Kanzler, damit er die Krallen der Katze zähle. Der Kanzler neigte sich zur Katze hinab und packte sie bei der Pfote, um nachzuzählen; doch die Katze fauchte, hackte mit der Pfote nach ihm und traf ihn gerade neben das Auge.

Der Kanzler richtete sich auf, hielt sich das Auge und meinte: „Ich habe schon schwache Augen, Herr König, doch glaube ich, daß sie recht viele Krallen hat. Von viere weiß ich bestimmt.“

Da winkte der König den ersten Kämmerer herbei, damit er die Krallen der Katze zähle. Der Kämmerer faßte nach der Katze, um nachzuzählen, erhob sich aber sofort, ganz rot im Gesicht, befühlte seine Nase und sagte: „Es werden insgesamt zwölf sein, Herr König. Ich habe acht gezählt, auf jeder Seite vier.“

Da winkte der König seinen ersten Vorsitzenden heran, damit dieser die Krallen der Katze nachzähle; aber kaum hatte sich der ehrwürdige Mann zur Katze niedergebeugt, richtete er sich schon wieder auf, streichelte sein zerhacktes Kinn und sagte: „Es sind wirklich sechzehn, Herr König. Die letzten vier habe ich gerade zu Ende gezählt.“

„Nun, da hilft nichts“, seufzte der König, „ich werde die Katze schon kaufen müssen. Aber Großmütterchen, ihr seid bei Gott eine große Spitzbübün“.

So blieb denn dem König nichts andres übrig, als die Silbertaler auf dem Tische aufzuschichten; dann nahm er vom Kopf seiner Mutter das kleine, das kleinste aller

Häubchen und legte es auf die Taler. Das Häubchen war so klein, daß gerade nur fünf Taler darunter Platz hatten.

„Da habt ihr, Großmütterchen, eure fünf Taler und geht mit Gott“, sagte der König und war froh, daß er so billig davonkam.

Doch das alte Weiblein schüttelte den Kopf und sagte: „So haben wir es nicht vereinbart, Herr König. Ihr habt mir so viele Taler auszuzahlen, als bestes Silber unter der Haube eurer Frau Mutter Platz hat“.

„Nun, ihr seht doch“, wehrte sich der König, „daß gerade nur fünf Taler aus bestem Silber unter die Haube gehen.“

Da nahm das Großmütterchen das Häubchen in die Hand, streichelte es, drehte es hin und her und sagte dann langsam: „Ich denke, Herr König, daß das beste Silber der ganzen Welt die Silberhaare eurer Frau Mutter sind“.

Der König blickte zuerst das alte Weiblein, dann seine Mutter an und meinte dann leise: „Ihr habt recht, Großmütterchen“.

Da setzte das Großmütterchen der Königinmutter das Häubchen auf, streichelte ihre weißen Haare und sagte: „Und jetzt, Herr König, habt ihr mir so viele Taler auszuzahlen, als eure Frau Mutter Silberhaare unter dem Häubchen hat“.

Der König staunte; machte ein finsternes Gesicht; schließlich aber lachte er und sagte: „Großmütterchen, ihr seid aber eine ganz große Spitzbüb“in“.

Nun aber, liebe Kinder, Schwur bleibt Schwur, und so mußte denn der König dem alten Weiblein geben, was sie verlangte. Er bat also seine Mutter, sich niederzusetzen

und befahl dem obersten Buchhalter, ihre Silberhaare zu zählen, die unter dem Häubchen Platz hatten. Der Buchhalter zählte und zählte, und die Königinmutter hielt ganz still, rührte sich nicht und — ihr wißt ja, das Alter liebt den Schlaf, nickt leicht ein — kurz, die Königinmutter schlief ein.

Während sie schlief, zählte der Buchhalter Haar um Haar, und gerade, als er die Zahl Tausend erreicht hatte, zog er wohl etwas stärker an einem Silberhaar, so daß die Königinmutter erwachte.

„Au“, schrie sie auf, „warum weckt ihr mich denn? Ich hatte gerade einen besonders lebhaften Traum; ich träumte, der künftige König überschreite die Grenze unseres Landes.“

Das alte Weiblein zuckte zusammen. „Das ist sonderbar“, stieß sie hervor, „gerade heute soll mein Enkelkind aus dem Nachbarlande bei mir einziehen“.

Doch der König hörte ihr gar nicht zu und rief: „Woher, Mutter, woher wird der künftige König unseres Landes kommen? Von welchem Königshofe?“

„Das weiß ich nicht“, antwortete die Königinmutter, „weil ihr mich gerade geweckt habt.“

Indes zählte der oberste Buchhalter weiter, und die Königinmutter schlief wieder ein. Der Buchhalter zählte, zählte schon das zweite Tausend, als seine Hand wieder zuckte und er etwas stärker an einem Silberhaar zog.

„Au, Gesindel“, schrie die Königinmutter, „warum weckt ihr mich denn? Ich träumte gerade, daß niemand

anderes als diese schwarze Katze da den neuen König herführen werde.“

„Ei geht doch, Mutter“, wunderte sich der König, „hat man jemals gehört, daß eine Katze jemanden ins Haus geführt hätte?“

„Es wird schon so sein“, sagte die Königinmutter, „jetzt laßt mich aber schlafen“.

Und wieder nickte des Königs Mutter ein und wieder zählte der Buchhalter. Und gerade, als er das dreitausendste und letzte Haar gezählt hatte, zuckte wieder seine Hand und zog unwillkürlich heftiger an einem Haar.

„Ach, ihr Nichtsnutze,“ schrie des Königs Mutter, „laßt eine alte Frau nicht einmal ein Weilchen schlummern. Es träumte mir gerade, daß der neue König samt seinem Hause herkam.“

„Ihr müßt schon verzeihen, Mutter“, wandte der König ein, „doch das wird wohl nicht wahr sein. Wer könnte schon sein ganzes Königsschloß mit sich führen.“

„Schwatze nicht, Junge“, tadelte ihn die Mutter. „Der Mensch weiß nie, was geschehen kann.“

„Ja, ja, Herr König“, nickte das alte Weiblein, „die Frau Mutter hat ganz recht. Meinem seligen Mann, Gott schenke ihm die ewige Ruh, prophezeite einmal eine Zigeunerin: Deinen ganzen Hof wird ein Hahn aufpicken. Da fing mein Alter, der arme Teufel, zu lachen an und sagte: Na weißt du, Zigeunerin, das wird wohl nicht wahr sein. Genau so wie ihr, Herr König.“

„Nun und“, fragte der König begierig, „sicher ist es auch nicht in Erfüllung gegangen?“

Das alte Weiblein fuhr sich über die Augen: „Ach ja, einmal kam der rote Hahn als Großfeuer herbeigeflogen und pickte alles auf. Mein Alter ist nachher wie geistesabwesend herumgegangen und hat in einemfort gemurmelt: Die Zigeunerin hat doch recht gehabt, die Zigeunerin hat doch recht gehabt. Jetzt ist der Arme auch schon zwanzig Jahre tot.“

Da begann das alte Weiblein zu weinen; doch die Königinmutter umarmte sie, streichelte ihr die Wangen und sagte: „Weint nicht, Großmütterchen, sonst fange ich auch gleich an.“ Darüber erschrak der König, und begann rasch mit dem Geld zu klimpern. Er reihte Taler neben Taler auf den Tisch, bis er dreitausend aufgezählt hatte, genau so viele, wie unter dem Häubchen seiner Mutter Silberhaare Platz hatten. „Also Großmütterchen“, sagte er, „da habt ihr, und Gott segne es euch. Ihr könntet einen Menschen noch arm machen“.

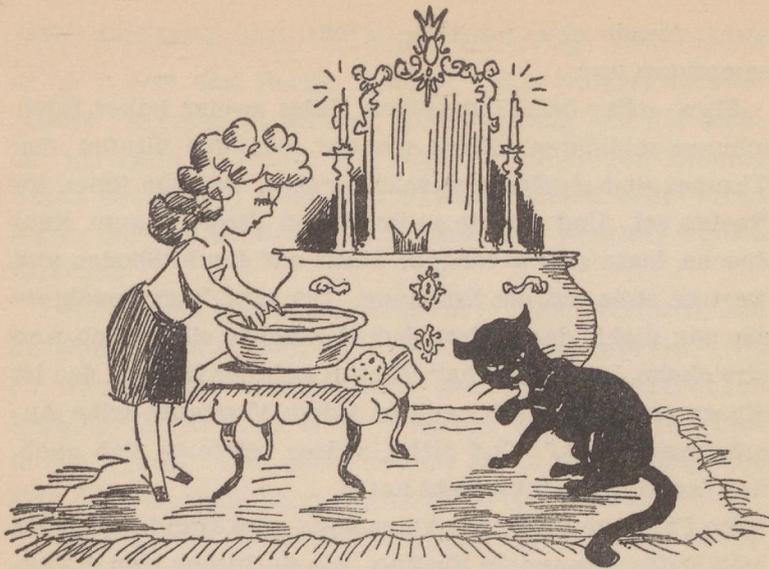
Das Weiblein lachte und alle lachten mit ihr; dann begann sie die Taler in ihren Beutel zu stopfen. Aber wie hätte der Beutel ausreichen sollen! So mußte sie denn die Taler in den Tragkorb schütten und der wurde auch so voll, daß ihn das alte Weiblein allein garnicht heben konnte. Zwei Feldherren und der König selbst halfen ihr den Korb auf den Rücken heben; dann machte das alte Weiblein allen eine schöne Verbeugung, verabschiedete sich von der Königinmutter und blickte sich noch nach ihrer schwarzen Katze Juscha um. Doch Juscha war nicht da. Das Großmütterchen wandte sich nach allen Seiten und rief: „Miez, Miez, Miez“ — aber die Katze ließ sich

nicht blicken. Hinter dem Throne jedoch lugten irgendwelche Pfötchen hervor; das alte Weiblein ging hin und siehe — im Winkel hinter dem Thron schlief das Prinzeßchen und in ihrem Schoß schlummerte und schnurrte die kostbare Juscha. Da griff die Alte in die Tasche und steckte dem Prinzeßchen einen Taler in die Hand. Wenn sie dachte, daß dieser Taler ein Andenken sein werde, irrte sie sich sehr, denn als das Prinzeßchen erwachte, die Katze im Schoß und in der Hand den Taler fand, nahm sie die Katze in die Arme und lief mit ihr schnurstracks den Taler vernaschen. Aber vielleicht hat auch d a s die Alte im voraus gewußt.

Während das Prinzeßchen noch schlief, war die Alte schon längst daheim und freute sich, so viel Geld heimgebracht zu haben und Juscha in guten Händen zu wissen; aber am frohesten war sie darüber, daß der Fuhrmann ihr Enkelkind Hans aus dem Nachbarlande mitgebracht hatte.

### Was eine Katze alles kann.

Wie ihr also wißt, hieß die Katze Juscha, doch das Prinzeßchen gab ihr noch viele andere Namen: Kater, Katerchen, Miez, Mutz, Leckmäulchen, Miezchen, Mausekätzchen, Matz, Möhrchen, Kätzerich, Schmauzchen, woran ihr schon erkennen werdet, daß sie die Katze sehr gern hatte. Kaum öffnete sie morgens die Augen, fand sie auch schon die Katze am Federbett liegen. Juscha, der Faulpelz, machte es sich dort bequem und schnurrte, damit es so aussehe, als tue sie etwas. Dann wuschen sich



beide, die Katze freilich gründlicher, wenn auch nur mit der Pfote und der Zunge; dafür blieb sie auch viel länger rein als das Prinzeßchen, das sich bald so gründlich und allseitig schmutzig machte, wie es nur Kinder zuwege bringen.

Sonst war Juscha eine Katze wie alle andern Katzen: nur saß und schlummerte sie gern am königlichen Thron, was andere Katzen für gewöhnlich nicht tun können. Vielleicht erinnerte sie sich dabei an ihren Onkel, den Löwen, den König aller Tiere. Vielleicht sah es auch nur so aus, als würde sie Erinnerungen spinnen. Es genügte, daß eine Maus den Kopf aus ihrem Loch herausstreckte — mit einem Satz hatte Juscha das Mäuschen gepackt, worauf sie es stolz zu Füßen des Thrones niederlegte, auch

wenn gerade eine noch so große und feierliche Versammlung war.

Einst sollte der König einen Zwist zweier hoher Edelmänner schlichten. Beide standen vor den Stufen des Thrones und stritten gar sehr darüber, wer von ihnen im Rechte sei. Und wie sie so im besten Streite waren, kam Juscha, legte eine gefangene Maus auf den Fußboden und wartete stolz auf die Belobung. Der eine Herr beachtete sie gar nicht, der andere jedoch bückte sich rasch und streichelte Juscha. „Aha“, dachte sich der König, „das ist ein gerechter Mensch, weil er jedem Verdienst seine Anerkennung zollt.“ Und siehe, später zeigte es sich auch, daß der König recht gehabt hatte.

Im Palast des Königs gab es noch zwei Hunde; der eine hieß Buffo, der andere Buffino. Als sie Juscha zum erstenmal auf der Türschwelle schlummern sahen, blickten sie sich an, als wollte einer dem andern sagen: „Du, hör mal, Kollege, das hier ist keiner von den unsern“. Und als wären sie verabredet, stürzten sie sich auf die arme Juscha. Die Katze wich zur Wand zurück und sträubte den Schweif, daß er dick wurde wie ein Besenstiel. Wären Buffo und Buffino klüger gewesen, hätten sie gewußt, was die Katze damit meint, wenn sie den Schweif so sträubt; da sie aber dumm waren, wollten sie sie vorerst beschnuppern. Zuerst Buffo; aber kaum hatte er sich genähert, bekam er einen solchen Klaps über die Schnauze, daß er aufheulte, den Schwanz einzog und derart zu laufen begann, daß er eine volle Stunde nicht zum Stehen kam und noch zwei Tage nachher vor Angst zitterte.

Als Buffino dies sah, stutzte er ein wenig; doch dachte er, er müsse den Helden spielen. „Hör einmal, du Mißgeburt“, sagte er zu Juscha, „mit mir fang erst gar nicht an; ich kann so bellen, daß sogar der Mond am Himmel Angst bekommt“. Und zum Beweise dessen bellte er so stark, daß im Umkreis einer Meile alle Fensterscheiben sprangen.

Doch Juscha zuckte nicht einmal mit den Wimpern, und als Buffino mit seinem Bellen fertig war, meinte sie: „Na, ein wenig schreien kannst du ja, doch wenn ich zu fauchen beginne, stockt auch einer Schlange vor Angst das Blut in den Adern.“ Und dabei fauchte sie so fürchterlich, daß sich jedes einzelne Haar Buffinos vor Angst sträubte.

Als er wieder etwas zu Besinnung kam, begann er von neuem: „Na, das Fauchen ist noch keine Heldentat, aber schau her, wie ich laufen kann!“ Und ehe sich die Katze versah, lief er so schnell um den ganzen Palast herum, daß sich selbst dem Palast der Kopf drehte. Juscha war sehr erstaunt darüber, doch ließ sie sich nichts anmerken. „Na“, sagte sie, „jetzt weiß ich wenigstens, wie du vor mir davonlaufen wirst; doch wenn mich jemand, der hunderttausendmal kräftiger wäre als du, angriffe, würde ich ihm so durchgehen.“ Und mit drei Sätzen war sie hoch oben in einer Baumkrone — so hoch, daß es Buffino ganz schwindlig davon wurde.

Als er wieder zu sich kam, sagte er: „Na, weißt du, ein ordentlicher Hund kriecht nicht auf Bäumen herum; aber wenn du sehen willst, was ich alles kann, dann gib mal acht: ich rieche, ich rieche, daß die Königin im Nachbar-

lande zum Mittagessen Tauben brät, und daß wir morgen zu Mittag eine gebratene Gans haben werden“.

Die Katze schnupperte auch insgeheim, doch spürte sie nichts und war daher ungemein erstaunt über den außergewöhnlichen Geruchsinn des Hundes, obgleich sie sich nichts anmerken ließ. „Na“, meinte sie, „mit meinem Gehör verglichen, ist das gar nichts; ich höre zum Beispiel, daß unserer Königin gerade jetzt eine Nadel auf die Erde fiel und daß man im Nachbarlande in einer Viertelstunde Mittag läuten wird.“

Da staunte Buffino wieder, aber um nicht einfach nachgeben zu müssen, sagte er: „Weißt du was, wir werden einander nicht mehr anbellern. Hab keine Angst vor mir und komm herunter.“

„Ich habe natürlich keine Angst vor dir“, entgegnete Juscha. „Aber weißt du was, fürchte du dich nicht vor mir und krieche zu mir auf den Baum.“

„Ich würde ja gleich hinaufkriechen“, erwiderte Buffino, „doch zuerst mußt du zum Beweis der Freundschaft so mit dem Schwanz wedeln, wie wir Hunde es tun“. Dabei begann er so rasch mit dem Schwanz zu wedeln, daß es nur so pfiff.

Juscha versuchte es, versuchte es nochmals, doch wollte es nicht recht gelingen; wie sollte sie es auch können, wenn Gott der Herr das nur den Hunden beigebracht hatte! Und doch, um sich nichts durch Furchtsamkeit zu vergeben, kroch sie vom Baum hinunter und ging zu Buffino. „Wir Katzen“, sagte sie, „schnurren so, wenn wir an nichts

Böses denken. Das könntest du aus Freundschaft zu mir auch ein wenig versuchen“.

Buffino versuchte also ein bißchen zu schnurren, aber woher denn! Es kam so ein Knurren heraus, daß er sich vor sich selber schämte. „Komm“, sagte er rasch, „gehen wir lieber vor die Türe die Leute anbellen; das ist ein herrlicher Spaß“.

„Ich glaube,“ wandte Juscha bescheiden ein, „daß ich es nicht fertig kriegen würde, grob zu sein; doch wenn du nichts dagegen hast, könnten wir uns auf den Rand des Daches setzen und alles von oben herab betrachten“.

„Verzeihe“, sagte Buffino verlegen, „doch wenn ich hoch oben bin, werde ich gleich schwindlig. Das beste wäre noch, wir gingen zusammen auf die Hasenjagd.“

„Einen Hasen,“ sagte die Katze, „könnte ich nicht jagen, Junge; dazu habe ich nicht die geeigneten Beine. Doch wenn du mit mir gingest, würde ich dir einen Baum zeigen, wo wir zusammen Vögel fangen könnten“.

Buffino überlegte traurig. „Weißt du was, Juscha, ich denke, das wird so nicht gehen,“ meinte er schließlich. „Weißt du was, ich bleibe als Hund im Wald und auf der Straße und du bleibst als Katze auf den Bäumen und Dächern. Doch hier im Palast, im Hof und Garten werden wir nicht wie Hund und Katze, sondern wie zwei Kameraden sein.“

Und so geschah es auch; beide gewöhnten sich derart aneinander, daß einer vom andern sogar verschiedene Gewohnheiten annahm. So lernte Juscha, hinter der Prinzessin wie ein Hund herlaufen, und als Buffino sah,

daß die Katze die erbeuteten Mäuse dem König zu Füßen legte, brachte er siegesbewußt alte Knochen zum Throne, die er am Misthaufen oder auf der Straße gefunden hatte. Dafür wurde er freilich nicht so belobt, wie die Katze für ihre Mäuse.

Einmal schlief Buffino in tiefster Nacht in seiner Hütte; ihr könnt euch wohl denken, Kinder, daß ein königlicher Hund eine Hütte aus Zedern- und Mahagoniholz hat. Er träumte gerade, ein Hase tauche vor ihm auf, und er jage derart hinter ihm her, daß er sogar im Schlaf mit den Pfoten zuckte — als er plötzlich einen leichten Klaps auf seiner Schnauze verspürte. „Ha“, schnellte er aus dem Schlafe hoch, „ha, was ist los?“

„Pst!“ flüsterte eine bekannte Stimme, „sei nur ruhig.“ Buffino erkannte Juscha; sie war schwärzer als die Nacht, nur ihre grünen Augen funkelten klug und aufgeregt. „Ich sitze da auf dem Dach“, erzählte Juscha flüsternd, „und denke, wie es schon meine Gewohnheit ist, über vielerlei nach; plötzlich, du kennst ja mein Gehör, vernehme ich irgendwo Schritte, weit, weit von hier im königlichen Garten“.

„Ha“, rief Buffino.

„Ruhig“, zischte Juscha. „Ich könnte wetten, Buffino, es ist ein Dieb. Weißt du was? Gehen wir ihn fangen.“

„Ja“, bellte der Hund vor lauter Eifer, „ja, ich renne schon.“ So packten sie sich denn zusammen und gingen gemeinsam in den Garten.

Die Nacht war pechscharz. Buffino wollte vorauslaufen, doch die Dunkelheit beirrte ihn derart, daß er bei

jedem Schritt stolperte. „Juscha“, flüsterte er angstvoll, „Juscha, ich sehe ja nicht einen Schritt weit!“

„Ich“, sagte Juscha, „sehe in der Nacht genau so gut wie am Tage. Ich will vorausgehen und du folge mir dem Geruche nach.“ Das taten sie denn auch.

„Oho“, stieß Buffino plötzlich hervor, „ich rieche eine fremde Spur“. Die Schnauze knapp über der Erde, lief er jetzt der Spur nach, als wäre es am hellichten Tage. Juscha hinter ihm her. „Pst“, flüsterte sie nach einer Weile, „ich sehe ihn schon, er steht gerade vor dir.“

„Aha“, schrie Buffino mit kräftiger Stimme, „hrrrr, hrrrr, los auf ihn, werrrrft euch auf ihn! Ha, ha, du Kerl. Ha, ha, du Lump, ha, du Schuft, ha, du Strolch! Erwürrrrgt ihn, packt ihn, prrrrügelt ihn, haut ihn, krrrrrempelt euch die Ärmel auf und zerrrrrrrreißt ihn! Ha, ha, ha!“

Als der Dieb dies hörte, erschrak er fürchterlich und flüchtete. Buffino lief hinter ihm her, schnappte nach seiner Wade, zerriß ihm die Hose, sprang ihm vor die Beine, so daß er ihn umwarf, und biß ihn noch ins Ohr. Der Dieb vermochte zur Not noch aufzuspringen und vor Angst auf einen Baum zu kriechen. Doch jetzt kam die Reihe an Juscha: sie kroch ihm nach, sprang ihm ins Genick und kratzte, biß, krallte und hackte auf ihn los, wie sie nur konnte. „Pffff“, fauchte und zischte sie dabei, „ich versssalt es dir ordentlich, ich kratzzze dich, ich beissse dich, ich rreissse dich in Stücke.“

„Ha“, brüllte unten Buffino, „würge ihn, haue ihn, morde ihn, wirf ihn mir herunter, erschlage ihn, verprügle ihn, feßle ihn, beiße ihn, laß ihn nicht los!“

„Ich ergebe mich“, schrie der Dieb in Todesangst, und fiel wie ein Sack vom Baum, kniete nieder, erhob die Hände zum Himmel und bat: „Tötet mich nicht, um Gotteswillen, ich ergebe mich ja schon. Führt mich, in Gottes Namen, wohin ihr wollt!“

So begaben sie sich denn auf den Rückweg. Juscha voran, den Schweif wie einen Säbel aufgerichtet, dann der Dieb, mit emporgehobenen Händen, und zuletzt Buffino. Auf halbem Wege kamen ihnen die Wachen, die von dem Lärm aufgewacht waren, mit Laternen entgegen, und schlossen sich dem Zuge an. So brachten Juscha und Buffino den Dieb mit viel Ehr und Jubel ins Schloß. Selbst der König und die Königin erwachten und sahen durchs Fenster; nur das Prinzeßchen schlief und verschlief alles, und hätte vielleicht auch das Frühstück verschlafen, wäre nicht Juscha, wie jeden Morgen, zu ihr gekommen, um es sich auf dem Federbett bequem zu machen. Das tat sie mit so lieblicher Miene, als wäre in der Nacht überhaupt nichts vorgefallen.

Juscha verstand sich noch auf vielerlei, doch würde unser Märchen kein Ende nehmen. Darum will ich nur noch rasch sagen, daß sie manchmal im Bach mit der Pfote Fische fing, gern Gurkensalat fraß und Vögel jagte, obgleich man es ihr verboten hatte; dabei stellte sie sich unschuldig wie ein Engel, und konnte so schön spielen, daß man ihr am liebsten den ganzen Tag zugesehen hätte. Wer mehr über Juscha erfahren möchte, soll nur irgendeine Katze mit Liebe betrachten; jede hat ein Stück Juscha in sich, jede versteht sich auf tausenderlei hübsche Dinge und hält damit vor niemandem zurück, der sie nicht quält.

## Wie die Detektive den Zauberer verfolgten.

Weil wir schon davon sprechen, was eine Katze alles kann, müssen wir noch etwas erzählen. Das Prinzeßchen hatte einmal gehört, daß eine Miezekatze, wenn sie von oben herunterfällt, immer nur auf die Beine fällt, ohne sich dabei weh zu tun. Also packte sie einmal Juscha, kroch mit ihr auf den Dachboden und ließ nun die liebe Juscha, um es einmal zu versuchen, von außerordentlicher Höhe durch das Fensterchen hinabfallen. Dann sah sie rasch hinaus, ob ihre Mieze auch wirklich auf die Beine falle; doch Juscha fiel nicht auf die Beine, da sie einem Herrn, der unten auf der Straße gerade vorbeikam, auf den Kopf fiel. Vielleicht hatte sich Juscha beim Auffallen in seinen Kopf verkrallt oder gefiel ihm sonst etwas nicht an der Sache, kurz, er ließ die Katze nicht auf seinem Kopf sitzen, wie das Prinzeßchen vielleicht erwartet hatte, sondern nahm die Katze herunter, steckte sie unter seinen Mantel und verschwand raschen Schrittes.

Weinend und heulend kam das Prinzeßchen vom Boden heruntergelaufen, geradeaus zum Herrn König. „Bu buu“, weinte sie, „unten ging ein Herr und stahl unsere Ju — Juuscha!“

Der König horchte auf und erschrak. „Katze hin, Katze her“, dachte er, „doch diese Katze soll den künftigen König zu uns führen. Die würde ich,“ dachte er, „doch nicht gern verlieren“.

Rasch ließ er den Polizeipräsidenten zu sich kommen.

„So und so“, erzählte er ihm, „jemand hat unsere schwarze Katze Juscha gestohlen. Er trug sie unter seinem Mantel fort und ging mit ihr angeblich dort und dort hin.“

Der Polizeipräsident runzelte die Brauen, dachte eine halbe Stunde lang nach und sagte dann: „Herr König, ich werde die Katze mit Hilfe Gottes, der öffentlichen und geheimen Polizei, des gesamten Heeres, der Artillerie und der Marine, der Feuerwehr, der Unterseeboote und Luftschiffe, der Wahrsager, Kartenlegerinnen und der übrigen Bevölkerung finden“.

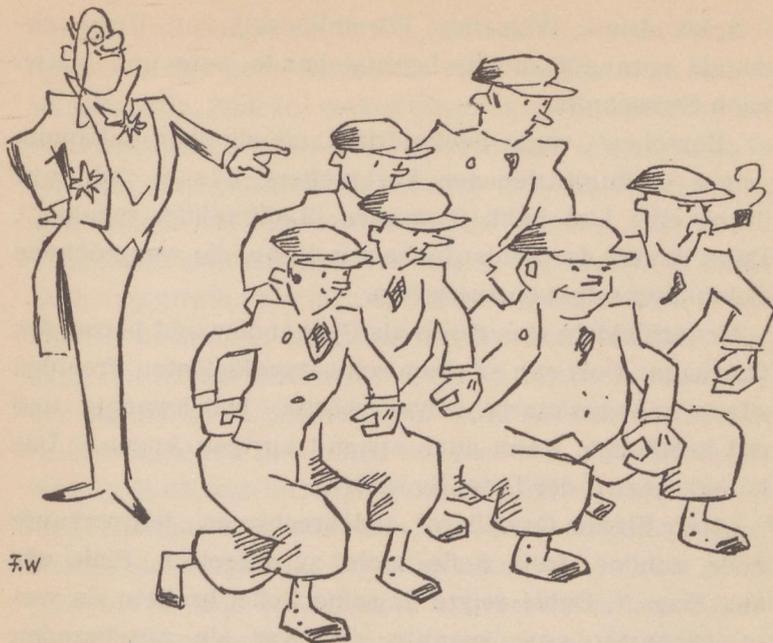
Sogleich ließ der Präsident seine besten Detektive zu sich kommen. Ein Detektiv, Kinder, das ist ein Herr, der im Dienste der Geheimpolizei steht und angezogen ist wie jeder andere Mensch, nur daß er immer irgendwie verkleidet ist, damit man ihn nicht erkenne. Ein Detektiv kommt auf alles, findet alles, kann alles und hat vor nichts Angst. Wie ihr seht, ist es nicht so einfach, Detektiv zu sein.

Der Präsident berief also seine besten Detektive zu sich. Es waren die drei Brüder: Schnüfflerton, Immerda und Weißallerlei; weiter der listige Italiener Signor Schlaudriani, der lustige dicke Holländer Mynheer Wälzerley, der slawische Riese Batuschka Wieeinlöwskij und der finstere, wortkarge Schotte Mister Unwirschdonald. Fünf Worte, und sie wußten bereits, worum es ging; und wer den Dieb erwischte, bekäme eine große Belohnung.

„Si“, rief Schlaudriani.

„Jaa“, sagte der lustige Wälzerley.

„Mm“, brummte Wieeinlöwskij.



F.W.

„Well“, ließ sich Unwirschdonald kurz vernehmen.

Schnüfflerton, Immerda und Weißallerlei zwinkerten einander zu.

Eine Viertelstunde später wußte Schnüfflerton bereits, daß der Herr mit der schwarzen Katze unter dem Rock durch die Brentegasse gegangen war. In einer halben Stunde brachte Immerda die Nachricht, der Herr sei mit der schwarzen Katze unter dem Rock gegen die Weinberge abgebogen. In einer Stunde kam Weißallerlei gerannt und meldete, daß der Herr mit der schwarzen Katze unter dem Rock in einem Straschnitzer Gasthause bei einem Glas Bier sitze.

Schlaudriani, Wälzerley, Wieeinlöwskij und Unwirschdonald sprangen in das bereitstehende Auto und rasten nach Straschnitz.

„Burschen“, sagte Schlaudriani, als sie oben ankamen, „eines so durchtriebenen Verbrechers können wir nur durch eine List habhaft werden. Laßt mich's machen“. Dabei dachte der Schlaufuchs nur daran, die versprochene Belohnung selbst einzustecken.

Er verkleidete sich rasch als Seilhändler und betrat das Gasthaus. Dort sah er einen schwarzgekleideten Fremden sitzen, schwarzhaarig, schwarzbärtig, bleichwangig und mit herrlichen, wenn auch etwas traurigen Augen. „Das ist er“, begriff der Detektiv sofort.

„Herr Signor Cavalliero“, radebrechte er, „ich verkaufe Seile, schöne, feste Seile, nicht zu zerreißen, Seile wie aus Eisen.“ Dabei zeigte er seine Seile, breitete sie verschiedenartig aus, spannte sie, zog sie auseinander, wickelte sie auf und warf sie aus einer Hand in die andere; doch seine Augen suchten nur nach einer Gelegenheit, dem Fremden eine Seilschlinge über die Hände zu werfen, rasch zuzuziehen und festzubinden.

„Ich brauche keine“, sagte der Fremde und schrieb etwas mit dem Finger auf den Tisch.

„Sehen Sie nur“, radebrechte Schlaudriani nur noch eifriger und warf die Seile hin und her, spannte sie und wickelte sie immer rascher auf, „sehen Sie nur her, wie lang sie sind, wie fest, wie dünn, wie stark, wie weiß, wie gut, wie — wie — Diavolo“, schrie er plötzlich voller Angst auf, „was ist das?“ Wie er die Stricke so hin und

her warf und auseinanderzog, ausbreitete und wendete, begannen sich seine Hände so merkwürdig darin zu verwickeln; die Stricke verknüpften sich, verknoteten und verflochten sich von selbst, banden und zogen sich zusammen, und plötzlich (er schaute wie ein Narr) waren seine Hände vollständig und fest gefesselt.

Schlaudriani schwitzte vor Angst, doch hoffte er immer noch, irgendwie zu entschlüpfen. Er begann sich zu winden und zu krümmen, warf sich herum und schüttelte sich, zappelte, bückte und drehte sich im Kreise, nur um sich der Stricke zu entledigen, und dabei schwatzte er immer rascher: „Sehen Sie, sehen Sie mal her, was das für ein Erzeugnis ist, welche Kraft, welche Festigkeit, welche Widerstandsfähigkeit, welche Länge, welche Schmiegsamkeit, welche Schönheit, was für Seile, mein Gott, was für Seile!“ Und wie er sich so krümmte und herumsprang, wanden und wickelten, schlangen und knüpften sich die Stricke nur noch fester und rascher um ihn, bis Signor Schlaudriani atemlos, an Händen und Füßen gefesselt, kreuz und quer gebunden und verschnürt, zu Boden fiel.

Der Fremde saß da, zuckte mit keiner Wimper, hob nicht einmal die traurigen Augen, sondern zeichnete nur immerfort mit dem Finger etwas auf den Tisch.

Inzwischen schien es den Detektiven draußen schon verdächtig, daß Schlaudriani so lange ausblieb. „Hm“, rief Wieeinlöwskij entschlossen, und eilte ins Gasthaus. Was muß er sehen — Schlaudriani liegt gefesselt am Boden; am Tisch sitzt der Fremde, hält den Kopf gesenkt und zeichnet etwas mit dem Finger auf das Tischtuch.

„Hm,“ brummte der Riese Wieeinlöwskij.

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragte der Fremde.

„Daß ich Sie verhafte“, erwiderte Wieeinlöwskij rauh.

Der Fremde hob nur seine wundervollen Augen.

Wieeinlöwskij ballte schon die Riesenfaust, doch vor diesen Augen wurde ihm irgendwie unbehaglich zumute. Also steckte er beide Hände in die Taschen und sagte: „Ich meine, Sie sollten doch lieber freiwillig mitkommen. Wen ich anpacke, dem bleibt kein Knochen im Leibe heil.“

„So“, sagte der Fremde.

„Das meine ich“, fuhr der Detektiv fort. „Und wem ich auf die Schultern klopfe, der bleibt für ewige Zeiten lahm. Mich nennt man den starken Wieeinlöwskij.“

„Lieber Batuschka“, sagte der Fremde, „das ist zwar alles recht schön, aber Kraft ist nicht alles. Und wenn Sie mit mir sprechen, könnten Sie schon so freundlich sein und ihre Flossen aus den Taschen nehmen.“

Wieeinlöwskij schämte sich ein wenig und wollte gleich die Hände aus den Taschen ziehen. Aber was war denn das? Er konnte und konnte sie nicht loskriegen. Er versuchte es mit der Rechten, aber die steckte wie angewachsen in der Tasche. Er versuchte es mit der Linken, aber es war, als hielten ganze Zentner sie in der Tasche fest. Wenn es wenigstens Zentner gewesen wären, die hätte er schon aus der Tasche gezogen, doch die Hand brachte und brachte er nicht heraus, wie sehr er auch zog, zerrte und riß.

„Das sind aber schlechte Witze“, brummte Wieeinlöwskij machtlos.

„Nicht einmal so schlecht wie Sie glauben“, sagte der Fremde still und zeichnete wieder mit dem Finger auf den Tisch.

Während Wieeinlöwskij keuchte, schwitzte und sich hin und her wand, um die Hände aus den Taschen zu ziehen, wunderten sich draußen die Detektive, daß er nicht zurückkam.

„Ich gehe hinein“, entschied Wälzerley kurz und wälzte sich, so breit er war, ins Gasthaus hinein. Was muß er sehen — Schlaudriani liegt gefesselt am Boden, Wieeinlöwskij tanzt mit den Händen in den Taschen wie ein Bär in der Wirtsstube herum, und am Tisch sitzt der Fremde, hält den Kopf gesenkt und zeichnet etwas mit dem Finger auf das Tischtuch.

„Kommen Sie mich verhaften?“ ließ sich der Fremde vernehmen, noch ehe Wälzerley den Mund aufatet.

„Zu Diensten“, rief Wälzerley zuvorkommend und zog eiserne Handschellen aus der Tasche. „Bitte nur die Hände auszustrecken, euer Gnaden, wir legen die Handschellen an, schöne, kühle Handschellen, ganz neue Handschellen, mein Herr, aus feinstem Stahl, mit einem prachtvollen Panzerkettchen, alles beste Qualität“. Dabei klirrte der spaßige Wälzerley mit den Eisen und warf sie von einer Hand in die andere, als würde er Ware feilbieten. „Belieben Sie auszusuchen“, schwatzte er lustig weiter, „wir zwingen niemanden, nur diejenigen ein wenig, die nicht selbst wollen; hochfeine Armbänder, mein Herr, mit Patentschloß, gut anliegend, drücken nicht und zwicken nicht“, — plötzlich begann Wälzerley rot zu werden und

zu schwitzen und warf die Eisen immer rascher und rascher aus einer Hand in die andere, — „wunderbare Handfesseln, besonders für den Herrn angefertigt, au jemine, au jemine! aus Kanonensta — st — stahl, mein Herr, gehärtet im oh—oh—oh—oh jemine! im Feuer, im glühe—he—he—he— au glühendsten O—Oooo—Ooooofen und — verdammt noch mal!“ brüllte Wälzerley und warf die Handschellen auf den Boden. Wie sollte sie der Arme auch nicht wegschleudern, wie sollte er sie nicht aus einer Hand in die andere werfen! Die Eisen waren ja weißglühend und brannten, kaum daß sie auf die Erde gefallen waren, den Fußboden durch. Ein Wunder, daß er nicht Feuer fing.

Inzwischen wunderte sich bereits draußen Unwirschdonald, daß keiner zurückkomme. „Well“, sagte er entschlossen, zog den Revolver und drang in das Gasthaus ein. Was muß er sehen — alles ist voller Rauch, Wälzerley hüpfte vor Schmerz im Zimmer umher und kühlt sich die Handflächen, Wieeinlöwskij windet sich mit den Händen in den Taschen, Schlaudriani liegt gefesselt am Boden und am Tisch sitzt der Fremde, hält den Kopf gesenkt und zeichnet etwas auf das Tischtuch.

„Well“, sagte Unwirschdonald und ging mit dem Revolver stracks auf den Fremden los. Der Fremde hob seine sanften, nachdenklichen Augen zu ihm auf. Unwirschdonald fühlte, wie unter diesem Blick seine Hand zu zittern begann; doch er überwand es und schoß aus nächster Nähe alle sechs Kugeln zwischen die Augen und die Stirn des Fremden.

„Sind Sie schon fertig?“ fragte der Fremde.

„Noch nicht“, antwortete Unwirschdonald, zog einen zweiten Revolver heraus und schoß weitere sechs Kugeln in die Stirn des Fremden.

„Fertig?“ fragte der Fremde.

„Ja“, sagte Unwirschdonald, drehte sich auf den Absätzen herum, kreuzte die Hände und setzte sich auf eine Bank in die Ecke.

„Also dann zahle ich“, rief der Fremde und klopfte mit einem Geldstück ans Glas. Doch von den Wirtsleuten kam niemand. Als sie die Schießerei gehört hatten, waren sie vor Angst alle auf den Dachboden geflüchtet. So ließ denn der Fremde das Geldstück auf dem Tisch liegen, grüßte die Detektive und ging ruhig fort.

Im selben Augenblick erschien in dem einen Fenster der Kopf des Herrn Schnüfflerton, im zweiten der des Herrn Immerda und im dritten der des Herrn Weißallerlei. Als erster sprang Schnüfflerton durchs Fenster ins Zimmer.

„Jungens“, sagte er, „wo habt ihr ihn?“ und begann zu lachen.

Durchs zweite Fenster sprang Immerda. „Mir scheint“, grinste er, „da wälzt sich Schlaudriani am Boden herum“.

Durchs dritte Fenster sprang Weißallerlei herein. „Und mir kommt vor“, sagte er, „als wäre Wälzerley jetzt unwirsch geworden.“

„Und ich glaube“, trug Schnüfflerton sein Scherflein bei, „daß Unwirschdonald jetzt nicht gerade wie ein Löwe dreinschaut.“

„Und ich wieder,“ beendete Immerda, „daß Herr Wieeinlöwskij jetzt nicht gerade schlau ist.“

Schlaudriani richtete sich am Boden auf. „Jungens,“ verteidigte er sich, „das war garnicht so einfach. Mich hat der Dieb gefesselt, ohne mich auch nur mit einem Finger anzurühren.“

„Und mir,“ brummte Wieeinlöwskij, „ließ er die Hände in den Taschen festwachsen.“

„Und mir,“ klagte Wälzerley, „ließ er die Handschellen in der Hand glühend werden.“

„Well,“ fügte Unwirschdonald hinzu, „das ist noch gar nichts. Ich habe ihm zwölf Kugeln in die Stirn gejagt, ohne daß sie auch nur eine Schramme hinterlassen hätten.“

Schnüfflerton, Immerda und Weißallerlei sahen einander an.

„Mir scheint —,“ begann Schnüfflerton.

„— daß dieser Dieb —,“ fügte Immerda hinzu.

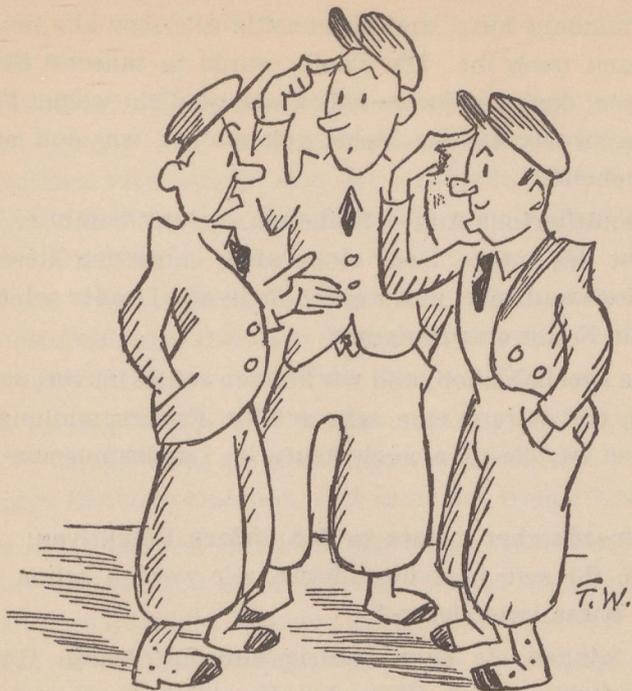
„— eigentlich ein Zauberer ist,“ beendete Weißallerlei den Satz.

„Wie dem auch sei, Jungens,“ sagte wieder Schnüfflerton, „wir haben ihn doch in der Falle. Wir brachten nämlich tausend Soldaten mit —“

„— und haben das Gasthaus umzingeln lassen —,“ setzte Immerda fort.

„— so daß nicht einmal eine Maus durchschlüpfen könnte,“ fügte Weißallerlei hinzu.

Im selben Augenblick ertönte von draußen ein Schuß aus tausend Gewehren, als hätte ein Blitz eingeschlagen.



„Er ist schon erledigt,“ riefen alle Detektive wie aus einem Munde.

Da flog die Tür auf und herein sprang der Kommandant der Soldaten. „Ich melde gehorsamst,“ begann er, „daß wir das Gasthaus umzingelt haben. Ich gab Befehl, auch nicht eine Maus aus dem Gasthaus herauszulassen. Da flog eine Taube mit sanften Augen durch die Tür und kreiste um meinen Kopf.“

„Ah,“ riefen alle, nur Unwirschdonald sagte „Well“.

„Ich hieb mit dem Säbel auf die Taube ein,“ fuhr der

Kommandant fort, „und gleichzeitig schossen alle tausend Soldaten nach ihr. Die Taube wurde in tausend Stücke gerissen, doch aus jedem Stück entstand ein weißer Falter und schwebte davon. Melde gehorsamst, was soll weiter geschehen?“

Schnüfflertons Augen funkelten. „Gut,“ befahl er, „Ihr werdet das ganze Heer einberufen, samt den Reservisten und der Landwehr, und werdet sie in alle Länder schicken, um die Falter einzufangen.“

Das geschah auch, und wir können schon im voraus vermuten, daß daraus eine sehr schöne Faltersammlung geworden ist, die man noch heute im Landesmuseum ausstellt.

Immerda aber meinte zu den andern Detektiven: „Burschen, ihr seid jetzt überflüssig, wir werden schon ohne euch etwas beschließen.“

So gingen sie denn traurig und mit leeren Händen heim: Schlaudriani, Wälzerley, Unwirschdonald und Wieeinlöwskij.

Lange berieten Schnüfflerton, Immerda und Weißallerlei, wie sie des Zauberers habhaft werden könnten. Dabei verbrauchten sie einen Zentner Tabak, aßen alles auf und tranken alles weg, was man in Straschnitz bekommen konnte, ohne daß ihnen etwas Gescheites eingefallen wäre. Schließlich meinte Weißallerlei: „Jungens, so geht das nicht. Wir müssen ein wenig Luft schnappen.“

Doch kaum kamen sie hinaus vor das Gasthaus, wen sahen sie dort? Den Zauberer in leibhaftiger Person. Er

saß da und sah überaus neugierig zu, was sie jetzt beginnen würden.

„Da ist er,“ schrie Schnüfflerton freudig und faßte mit einem Sprung den Zauberer am Arm. Doch im selben Augenblick verwandelte sich der Zauberer in eine silbrig gleißende Schlange, so daß Schnüfflerton sie erschrocken auf die Erde warf.

Gleich war Immerda zur Stelle und warf seinen Rock über die Schlange. Doch aus der Schlange wurde eine Goldfliege, die durch das Knopfloch ins Freie flog.

Da sprang Weißallerlei hinzu und fing die Goldfliege mit der Kappe, doch die Goldfliege verwandelte sich in ein silbriges Bächlein und floß, floß samt der Kappe weg.

Da liefen alle ins Gasthaus um Gläser zu holen, damit sie das Bächlein mit den Gläsern einfangen könnten. Doch das silbrige Bächlein floß eilig davon und ergoß sich in die Moldau. Darum glänzt auch heute noch die Moldau, wenn sie gut gelaunt ist, so schön silbrig: da erinnert sie sich an den Zauberer, rauscht gedankenvoll und glitzert, daß einem die Augen weh tun.

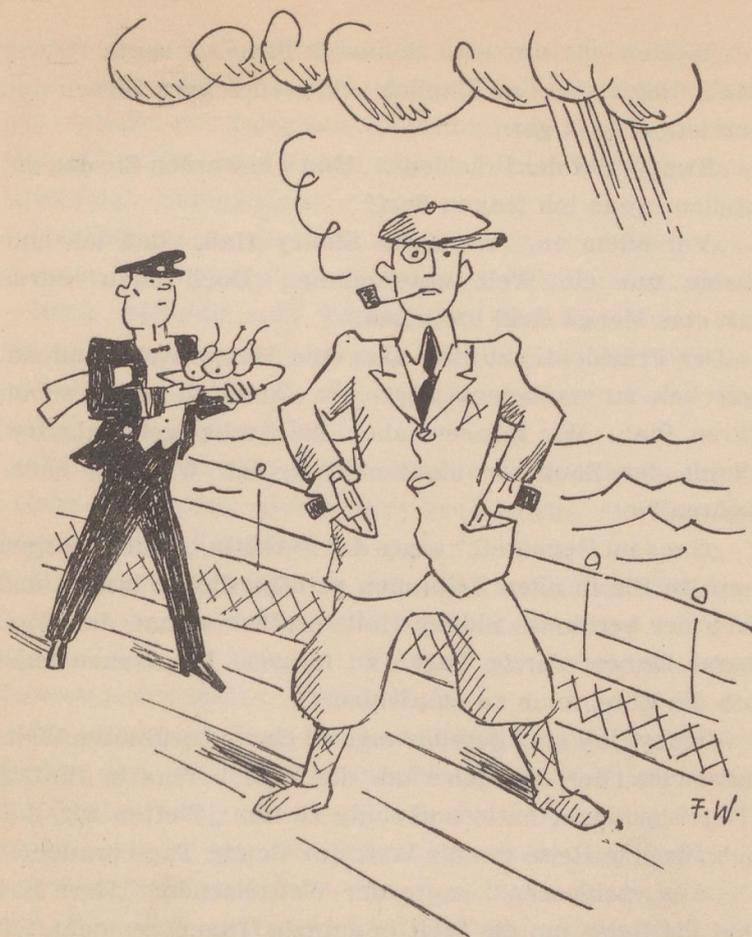
Indes standen Immerda, Weißallerlei und Schüfflerton am Moldauufer und überlegten, was sie beginnen sollten. Da steckte ein silbriger Fisch den Kopf aus dem Wasser und blickte sie mit glänzenden, schwarzen Augen an; in Wirklichkeit waren es die Augen des Zauberers. Da kauften sich die drei Detektive Angelruten und begannen in der Moldau zu fischen. Noch heute könnt ihr sie dort sehen, wie sie tagelang mit den Angelruten in der Hand in Booten

sitzen, wortlos fischen und keine Ruhe finden, ehe sie nicht den silbrigen, schwarzäugigen Fisch gefangen haben.

Noch viele andere Detektive versuchten, des Zauberers habhaft zu werden, doch vergebens. Es geschah manchmal, wenn sie im Auto dahinsausten, daß aus dem Jungwald plötzlich ein Reh den Kopf herausstreckte und sie mit dunklen, sanften Augen neugierig ansah; und wenn sie mit dem Flugzeug flogen, folgte ihnen ein Adler und ließ seine stolzen, flammenden Augen nicht von ihnen; und wenn sie auf einem Schiff fuhren, sprang plötzlich ein Delphin aus dem Wasser empor und richtete seine klugen, ruhigen Blicke auf sie, und selbst, wenn sie in ihren Arbeitszimmern saßen, geschah es, daß die Blumen am Tisch plötzlich zu glühen begannen und sie neugierig und anmutig anblickten, oder daß ihr Polizeihund plötzlich den Kopf hob und sie mit Augen ansah, die so menschlich und schön waren, wie man sie bei dem Hunde nie zuvor gesehen hatte. Es schien ihnen, als ob sie der Zauberer von überallher ansehe, ansehe und wieder verschwinde; wie sollten sie ihn da fangen?

### Wie der berühmte Sidney Hall den Zauberer fing.

All das las der berühmte Sidney Hall, ein amerikanischer Detektiv, in der Zeitung, verfiel in tiefes Nachdenken und beschloß, selbst zu versuchen, den Zauberer zu fangen. Er verkleidete sich als Millionär, steckte einen Revolver in die Tasche und fuhr nach Europa.



Als er ankam, stellte er sich gleich dem Polizeipräsidenten vor. Dieser erzählte ihm, wie sie den Zauberer verfolgten und endete mit den Worten: „Nach all dem ist es schon ganz und gar unmöglich, den Missetäter je vor den Gerichtshof zu bringen.“

„Wetten wir um eine Schüssel Birnen,“ sagte Sidney Hall. Sidney Hall aß nämlich schrecklich gern Birnen und wettete ebenso gern.

„Topp,“ rief der Präsident. „Und wie werden Sie das anstellen, wenn ich fragen darf?“

„Vor allem so,“ erwiderte Sidney Hall, „daß ich eine Reise um die Welt unternehme. Doch dazu würde ich eine Menge Geld brauchen.“

Der Präsident gab ihm also eine Menge Geld, und um geschickt zu erscheinen, sagte er: „Aha, ich errate schon ihren Plan. Wir müssen aber die Sache geheimhalten, damit der Zauberer nicht erfährt, daß wir ihm nachspüren.“

„Ganz im Gegenteil,“ sagte der Detektiv, „gleich morgen werden Sie in allen Zeitungen veröffentlichen lassen, daß sich der berühmte Sidney Hall verpflichtet hat, den Zauberer binnen vierzig Tagen zu fangen. Inzwischen habe ich die Ehre, mich zu empfehlen.“

Sidney Hall ging geradeswegs zu einem berühmten Weltreisenden, der die Reise um die Welt bereits in fünfzig Tagen gemacht hatte und sagte zu ihm: „Wetten wir, daß ich für eine Reise um die Welt nur vierzig Tage brauche.“

„Ausgeschlossen,“ sagte der Weltreisende. „Herr Fox hat die Reise um die Welt in achtzig Tagen gemacht, ich selbst bereits in fünfzig Tagen, aber schneller geht es nicht mehr.“

„Wetten wir um tausend Dollar,“ drängte Sidney Hall, „daß ich's schaffe.“ So wetteten sie denn.

In derselben Nacht fuhr Sidney Hall los. Eine Woche

später kam ein Telegramm aus Alexandrien in Ägypten: „Ich bin auf der Spur. Sidney Hall.“ Sieben Tage später kam wieder ein Telegramm, diesmal aus Bombay in Indien: „Das Netz wird immer enger. Alles geht vortrefflich. Brief folgt. Sidney Hall.“

Nachher langte ein Brief aus Bombay ein, doch war er in einer Geheimschrift geschrieben, die niemand verstand.

Nach weiteren acht Tagen kam eine Brieftaube aus Nagasaki in Japan angefliegen, um den Hals ein Brieflein, in dem zu lesen stand: „Ich nähere mich dem Ziele. Erwartet mich. Sidney Hall.“

Dann kam eine Depesche aus San Franzisko in Amerika: „Habe Schnupfen. Sonst alles in Ordnung. Bereitet die Birnen vor. Sidney Hall.“

Am neununddreißigsten Tag kam schließlich eine Depesche aus Amsterdam in Holland: „Ankomme morgen abend 7 Uhr 15 Minuten. Bereitet die Birnen vor. Am liebsten Kaiserbirnen. Sidney Hall.“

Am vierzigsten Tage um 7 Uhr 15 Minuten abends fuhr der Zug donnernd in die Bahnhofshalle ein. Heraus sprang Sidney Hall; nach ihm stieg der Zauberer, ernst, bleich, die Augen gesenkt, aus. Alle Detektive warteten am Bahnhof und staunten sehr, daß der Zauberer nicht einmal gefesselt war. Doch Sidney Hall winkte ihnen nur mit der Hand zu und sagte: „Jungens, erwartet mich heute Abend im Gasthaus „Zum blauen Hund“. Ich muß diesen Herrn noch ins Gefängnis bringen.“ Dann stieg er mit dem Zauberer in eine Droschke, erinnerte sich plötzlich noch an etwas und rief aus dem Wagen: „Bringt auch die Birnen mit!“

Am Abend wartete eine Schüssel wundervoller Birnen, umstellt von sämtlichen Detektiven, auf Herrn Sidney Hall. Sie dachten schon, er werde nicht mehr kommen, als sich die Gasthaustür öffnete und ein uraltes, gebrechliches Männchen hereinkam, das in Gasthäusern Fische und Gurken zu verkaufen pflegte.

„Großväterchen,“ sagten die Detektive, „wir werden euch kaum etwas abkaufen.“

„Das ist schade,“ bedauerte der Alte und begann plötzlich zu zittern und sich zu schütteln, keuchte, hustete, schnappte nach Luft und ließ sich dann atemlos auf einen Sessel fallen.

„Um Gottes willen,“ schrie einer der Detektive, „hoffentlich stirbt er uns hier nicht.“

„Nein,“ hüstelte der Alte und krümmte sich, „ich werde es schon irgendwie aushalten!“ Und da erst bemerkten sie, daß sich der Alte eigentlich vor Lachen kaum zu halten vermochte. Die Tränen rannen ihm nur so herab, daß die Wangen ganz blau wurden und er nur noch zu stöhnen vermochte: „Kinder, Kinder, ich halte es nicht mehr aus!“

„Großväterchen,“ fragten die Detektive, „was wollt ihr denn hier?“

Da stand der Greis auf, wankte zum Tisch, nahm die schönste Birne aus der Schüssel, schälte sie und aß sie mit ein paar Bissen auf. Erst dann riß er die falsche Nase, den falschen Bart, die graue Perücke und die blaue Brille herunter und zeigte das glatt rasierte, lächelnde Gesicht Sidney Halls.

„Burschen,“ sagte Sidney Hall, „seid mir nicht böse,

aber ich habe mir vierzig Tage lang das Lachen verbeißen müssen.“

„Wann haben Sie den Zauberer gefangen?“ fragten die Detektive wie aus einem Mund.

„Erst gestern,“ antwortete der berühmte Sidney Hall; „doch war mir gleich von allem Anfang an zum Lachen, wie ich ihn drankriegen werde.“

„Und wie haben Sie ihn eigentlich gefaßt,“ drängten die Detektive, „wenn man fragen darf?“

„Nun ja,“ sagte Sidney Hall, „das ist eine lange Geschichte. Ich werde sie euch erzählen, Jungens, sobald ich diese Birne hier aufgegessen habe.“

Als er mit der Birne fertig war, begann er: „Also hört mal, Kollegen, vor allem und in erster Linie will ich euch sagen, daß ein ordentlicher Detektiv kein Esel sein darf.“ Dabei sah er sich im Kreise um, als wäre vielleicht gar unter den Anwesenden ein Esel zu finden.

„Und weiter?“ fragten die Detektive.

„Weiter?“ fuhr Sidney Hall fort. „Weiter muß er gerieben sein. Und drittens,“ fügte er, eine neue Birne schälend, hinzu, „muß er es hinter den Ohren haben. Ihr wißt vielleicht, wie man eine Maus fängt?“

„Mit Speck,“ antworteten die Detektive.

„Und wißt ihr, wie man einen Fisch fängt?“

„Mit einem Wurm, einem Regenwurm.“

„Und wißt ihr, wie man einen Zauberer fängt?“

„Das wissen wir nicht.“

„Einen Zauberer,“ sagte Sidney Hall belehrend, „fängt man wie jeden anderen Menschen: nämlich durch seine

Schwäche. Da muß man freilich vor allem herausfinden, welches seine schwache Seite ist. Und wißt ihr, Jungens, was für eine Schwäche der Zauberer hat?“

„Das wissen wir nicht.“

„Die Neugierde,“ erklärte Sidney Hall. „Dieser Zauberer konnte wirklich alles, aber er war neugierig. Schrecklich neugierig. Doch jetzt muß ich diese Birne essen.“

Als er sie aufgegessen hatte, fuhr er fort: „Ihr habt alle gedacht, daß ihr den Zauberer verfolgt. Indessen aber verfolgte der Zauberer euch. Er ging euch nach und ließ die Augen nicht von euch. Er war schrecklich neugierig und wollte alles sehen, was ihr gegen ihn im Schilde führtet. Ohne Unterlaß war er hinter euch her, als ihr ihn verfolgt habt. Und eben auf seiner Neugierde baute ich meinen Plan auf.“

„Was für einen Plan?“ riefen die Detektive begierig.

„Nun, folgendes: die Reise um die Welt, Jungens, war nur zum Vergnügen. Ich wollte schon lange eine Reise um die Welt unternehmen, doch hatte ich keine richtige Gelegenheit dazu. Aber als ich herkam, wußte ich, daß mir der Zauberer überall nachgehen würde, um zu sehen, wie ich ihn fangen werde. Das ist eben seine Neugierde. Nun gut, dachte ich, so werde ich ihn denn um die ganze Welt hinter mir herziehen; ich selbst werde dabei mancherlei sehen und ihn nicht aus den Augen verlieren. Das heißt, er wird mich nicht aus den Augen lassen. Und um seine Neugierde noch mehr auf die Folter zu spannen, wettete ich, daß ich es in vierzig Tagen schaffen werde. Doch jetzt esse ich diese schöne Birne da.“

Als er sie aufgegessen hatte, fuhr er fort: „Es geht nichts über Birnen. Also ich nahm einen Revolver und Geld mit, verkleidete mich als schwedischer Kaufmann und fuhr los. Zuerst nach Genua; ihr wißt, Jungens, das ist in Italien, und wenn man hinfährt, sieht man die ganzen Alpen. Sie sind außerordentlich hoch, diese Alpen; wenn sich oben vom Gipfel der Alpen ein Stein loslöst, fällt er so lange herab, daß er ganz mit Moos bewachsen unten aufschlägt. Von Genua wollte ich dann mit dem Schiff nach Alexandrien in Ägypten fahren. Genua ist ein sehr schöner Hafen, so schön, daß jedes Schiff schon von weitem selbst den Weg findet. Hundert Meilen vor Genua heizt man nicht mehr die Kessel, die Räder stehen still, die Segel werden eingezogen, doch das Schiff freut sich schon so auf Genua, daß es ganz von selbst hinschwimmt.

Mein Schiff sollte pünktlich um vier Uhr nachmittags abgehen. Um drei Uhr fünfzig Minuten laufe ich zum Hafen, doch unterwegs sehe ich ein kleines Mädchen weinen.

„Kindchen,“ sage ich zu ihm, „warum weinst du denn?“

„Bee,“ jammerte die Kleine, „ich hab' mich verloren.“

„Wenn du dich verloren hast, dann such' dich doch,“ sagte ich.

„Ich hab doch Mutti verloren,“ heulte das Kindchen, „und weiß nicht, wo sie ist.“

„Das ist was anderes,“ sagte ich, nahm das kleine Mädchen an der Hand und suchte seine Mutter. Jungens, eine volle Stunde bin ich in Genua herumgerannt, ehe ich die Mutter fand. Aber was nun? Es war vier Uhr fünfzig Minuten. Mein Schiff mußte schon lange weg sein. Dieses

kleinen Mädchens wegen, dachte ich mir, habe ich einen ganzen Tag versäumt. Nicht gerade bester Laune, ging ich zum Hafen und siehe da, das Schiff war noch nicht weg. Ich rasch hinauf. „Nun, Sie Bummler,“ sagte der Kapitän zu mir, „Sie haben sich aber ordentlich Zeit gelassen. Wir wären ja schon längst weggefahren, wenn sich unser Anker nicht merkwürdigerweise am Grund verfangen hätte, so daß wir ihn eine Stunde lang nicht lichten konnten.“ Ich war natürlich froh darüber. Doch jetzt könnte ich vielleicht eine Birne essen.“

Als er sie aufgegessen hatte, fuhr er fort: „Die war, meiner Treu, besonders gut. Also wir fuhren ins Mitteländische Meer hinaus. Das ist so wunderbar blau, daß man nicht weiß, wo das Meer aufhört und wo der Himmel anfängt. Darum sind überall, am Schiff wie am Ufer, Täfelchen angebracht, und auf denen steht aufgeschrieben, was unten ist und was oben. Sonst würde man alles verwechseln. Neulich soll sich tatsächlich, erzählte unser Kapitän, ein Schiff verirrt haben, und war statt ins Meer hinaus den Himmel hinaufgesteuert. Da der Himmel endlos ist, kehrte es bis zum heutigen Tage nicht zurück, und keiner weiß, wo es herumtreibt. Über dieses Meer fuhren wir nach Alexandrien. Alexandrien ist eine große Stadt, da sie von Alexander dem Großen gegründet wurde.

Aus Alexandrien schickte ich ein Telegramm, damit der Zauberer denke, ich kümmere mich um ihn. Aber ich scherte mich überhaupt nicht um ihn, nur geahnt habe ich ihn überall. Wenn Möwen oder Seeraben das Schiff umflogen oder ein Albatros mit seinen raschen Flügeln in der

Ferne den Himmel durchschnitten, wußte ich, daß unter ihnen der Zauberer ist und mich begleitet. Wenn mich ein Fisch aus der Meerestiefe anstarrte, fühlte ich, daß er mich vielleicht mit seinen Augen anblickte. Und wenn sich die Schwalben während ihres Fluges übers Meer auf die Rahen unseres Schiffes niederließen, hätte ich wetten können, daß die weißeste unter ihnen, die schönste von allen, er sei.

Da ich schon in Alexandrien war, fuhr ich den heiligen Nilfluß hinauf nach Kairo. Das ist so eine ungeheuer große Stadt, daß sie sich in sich selbst nicht auskennen würde, hätte man nicht riesenhohe Moscheen und Minarets hingebaut. Man sieht sie auf eine solche Entfernung, daß sich auch die am weitest liegenden Häuschen nach ihnen richten können und wissen, wo sie sind.

Bei Kairo ging ich in den Nil baden, da es dort sehr heiß ist. Ich hatte nur die Schwimmhose und den Revolver, die übrigen Sachen ließ ich am Ufer liegen. Da aber kroch ein riesenhaftes Krokodil ans Ufer und fraß meine Kleider mit allem Drum und Dran, samt der Uhr und dem Gelde auf. Ich griff es sofort an und feuerte sechs Revolverschüsse ab. Doch die Kugeln prallten von seinem Panzer ab, als wäre er aus Stahl. Dazu verlachte mich das Krokodil noch. Doch jetzt werde ich eine Birne essen.“

Als er mit der Birne fertig war, setzte Herr Sidney Hall seine Erzählung fort: „Ihr wißt doch, Burschen, daß ein Krokodil weinen und schreien kann wie ein kleines Kind. Damit lockt es Menschen ins Wasser. Man denkt, es ertrinke dort irgendein Kind und will ihm zu Hilfe eilen, da aber erwischt einen das Krokodil und frißt einen auf. Doch

jenes Krokodil war so uralt und weise, daß es nicht nur wie ein Kind weinen, sondern auch wie ein Matrose fluchen, wie eine Opernsängerin singen und überhaupt wie ein Mensch sprechen konnte. Angeblich hatte es auch den mohammedanischen Glauben angenommen.

Ich bekam es ein wenig mit der Angst zu tun. Was sollte ich ohne Kleider und Geld anfangen? Da stand plötzlich, weiß Gott, wie er hingekommen war, ein schwarzer Araber neben mir und sagte zu dem Ungeheuer: „Du, Krokodil, du hast die Kleider samt der Uhr gefressen?“

„Ja,“ antwortete das Krokodil.

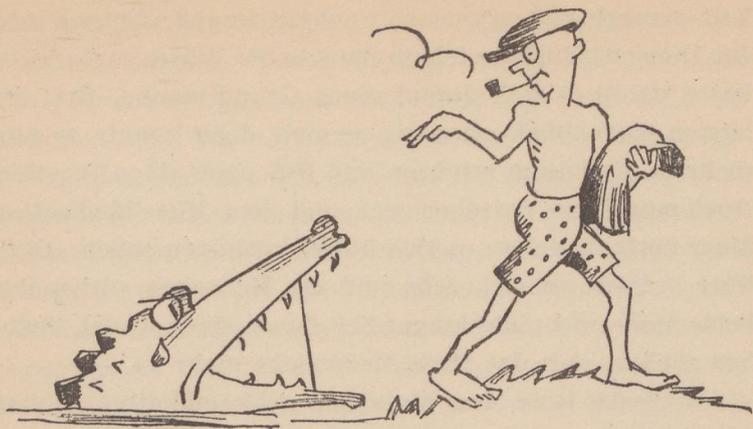
„Du bist schön dumm,“ meinte der Araber, „die Uhr war ja gar nicht aufgezogen. Was nützt dir eine Uhr, die nicht geht?“

Das Krokodil überlegte eine Weile und sagte dann zu mir: „Du, ich werde ein wenig das Mäulchen aufmachen, du greifst in meinen Magen hinein, nimmst die Uhr heraus, ziehst sie auf und legst sie dann wieder an die alte Stelle.“

„Ja,“ sagte ich darauf, „ich täte das schon, aber du würdest dabei meinen Arm abbeißen. Weißt du was? Ich stecke diesen Stock senkrecht zwischen deine Kiefer, damit du dein ekelhaftes Maul nicht schließen kannst.“

„Ich habe kein ekelhaftes Maul,“ sagte das Krokodil. „Doch wenn du nicht anders willst, stecke den Stock zwischen meine ehrenwerten Kiefer und mach rasch.“

Ich tat es natürlich, zog aus seinem Magen nicht nur die Uhr, sondern auch meine Kleider, Schuhe und Hut heraus und sagte dann: „Den Stock, Alter, lasse ich dir zum Andenken im Maul stecken.“ Das Krokodil wollte fluchen,



doch es konnte nicht, da der Stock das Maul weit spreizte; es wollte mich fressen und konnte nicht, wollte bissen und konnte auch das nicht. Ich zog mich ruhig an und sagte dann: „Und damit du es ja weißt: Du hast ein ekelhaftes, widerwärtiges, dummes Maul,“ und spuckte ihm noch hinein. Da schossen dem Krokodil vor Wut die Tränen in die Augen.

Als ich mich nach dem Araber umsah, der mir so klug geholfen hatte, war er nicht mehr da. Und jenes Krokodil schwimmt heute noch mit offenem Maul im Nil herum.

Aus Alexandrien bin ich dann nach Bombay gefahren, als indischer Radscha oder Fürst verkleidet. Jungens, das hat mir gut gepaßt! Zuerst fuhren wir durch das Rote Meer. Das heißt deshalb so, weil es sich immerfort schämt, daß es nicht größer ist. — Als alle Meere noch jung und klein waren und erst wachsen mußten, spielte das Rote Meer am Ufer mit arabischen Kindern, und dabei verging die

Zeit so rasch, daß es ganz zu wachsen vergaß, obgleich ihm der Herrgott ringsum feinen Sand in der Wüste vorbereitet hatte, damit es sich darauf einen Grund mache. Erst im letzten Augenblick erinnerte es sich, doch konnte es nur mehr in die Länge wachsen und ließ noch einen Streifen trockenes Land zwischen sich und dem Mittelländischen Meer übrig, mit dem es sich hätte vereinigen sollen. Darüber kränkte es sich sehr und die Menschen verbanden beide Meere vor nicht langer Zeit durch einen Kanal. Seit-her schämt sich das Rote Meer nicht mehr so. —

Als wir das Rote Meer hinter uns gelassen hatten, schlief ich einmal in meiner Kajüte. Da klopfte es plötzlich an meine Tür. Ich stehe auf und öffne — doch auf dem Gang ist niemand zu sehen. Ich warte eine Weile, da höre ich, wie sich zwei Matrosen meiner Kajüte nähern. „Wir wollen den Radscha ermorden,“ flüsterte der eine, „und seine Perlen und Diamanten, die er an seinen Kleidern trägt, rauben.“ Meiner Seel, Jungens, alle meine Perlen und Diamanten waren aus Glas. „Warte hier,“ flüsterte der zweite Matrose, „ich habe das Messer oben vergessen.“ Während er nach dem Messer lief, packte ich den andern Matrosen an der Kehle, steckte ihm einen Knebel in den Mund, verkleidete ihn als Radscha und legte ihn gefesselt auf mein Bett. Dann zog ich seine Kleider an und stellte mich selbst statt seiner vor die Tür. Als der zweite mit dem Messer kam, sagte ich zu ihm: „Den Radscha brauchst du nicht mehr zu ermorden, den habe ich schon erwürgt. Doch gehe hinein und nimm ihm alle Perlen und Diamanten weg, ich werde hier Wache halten.“ Kaum war er in

meine Kajüte geschlüpft, versperrte ich rasch die Tür und ging zum Kapitän. „Herr Kapitän,“ sagte ich, „ich habe einen recht merkwürdigen Besuch bekommen.“ — Als der Kapitän hörte, was vorgefallen war, ließ er die beiden Matrosen auspeitschen. Ich aber rief alle andern zusammen, zeigte ihnen meine Perlen und Diamanten und sagte: „Damit ihr's seht, Kinder und Lotterjungen, wie wenig einem Weisen an Perlen und Diamanten gelegen ist, weg damit,“ und warf dabei alle meine gläsernen Schätze ins Meer. Da begannen sie sich vor mir zu verbeugen und riefen: „Oh, weise ist der Radscha und erhaben!“ — Wer aber damals an meine Kajüte geklopft und so mein Leben gerettet hat, weiß ich bis heute nicht. Doch jetzt möchte ich diese schöne, große Birne essen.“

Er war noch nicht einmal mit der Birne fertig und sprach mit vollem Mund weiter: „So kamen wir glücklich nach Bombay in Indien. Indien, Jungens, ist ein großes und sonderbares Land. Wenn es darauf ankommt, ist es dort so heiß, daß sogar das Wasser trocken wird und begossen werden muß, damit es nicht ganz verdunstet. Die Wälder sind dort so dicht, daß nicht einmal Bäume darin Platz finden, und das nennt man dann einen Urwald. Wenn es regnet, wächst alles sehr rasch. Ganze Kirchen wachsen aus dem Erdboden wie bei uns die Pilze, und deshalb gibt es in Benares zum Beispiel so viele Kirchen. Und Affen gibt es dort, wie bei uns Spatzen. Sie sind so zahm, daß sie bis ins Zimmer kommen. Erwacht man am Morgen, findet man manchmal im Bett statt sich selber — einen Affen. So zahm sind die Biester. Und die Schlangen sind dort so

lang, daß eine Schlange, wenn sie sich nach ihrem Schwanz umsieht, nicht einmal erkennt, daß es ihr eigener ist und sich einbildet, sie werde von einer anderen Schlange verfolgt, die noch größer ist als sie selbst; und da ergreift sie vor der andern die Flucht und kommt dabei elend um, so hetzt sie sich ab. Dabei habe ich euch noch nichts von den Elefanten erzählt, die dort zu Hause sind. Überhaupt, Jungens, Indien ist ein großes Land.

Aus Bombay schickte ich wieder ein Telegramm und dann jenen Brief in Geheimschrift, damit der Zauberer denke, ich führe weiß Gott was im Schilde.“

„Und was stand in jenem Brief?“ fragten die Detektive.

„Ich,“ prahlte einer der Detektive, „habe ihren Brief schon zur Hälfte enträtselt.“

„Dann sind Sie gescheiter als ich,“ entgegnete der berühmte Sidney Hall, „denn ich könnte ihn selber nicht enträtseln. Es war nur ein leeres Gekritzel, das wie eine Geheimschrift aussehen sollte. Von Bombay fuhr ich mit dem Zug nach Kalkutta. In den indischen Eisenbahnen gibt es statt Bänken Badewannen, damit es den Leuten nicht so heiß ist. Wir fahren über Wüsten und durch Urwälder. Im Dickicht sah ich die furchtbaren Augen eines Tigers aufblitzen, und bei den Furten der Flüsse trafen mich die klugen Blicke aus den erhabenen Augen weißer Elefanten. Der Steinadler flog über unserem Zug, und ein regenbogenfarbener Falter schwebte an den Fenstern des Waggons vorüber. In all dem, Jungens, fühlte ich die Nähe des Zauberers.“

Bei Kalkutta näherten wir uns dem heiligen Ganges.

Das ist ein Fluß, so breit, daß ein Stein, von einem Ufer an das andere geworfen, anderthalb Stunden lang fliegt. Als wir gerade am Ufer entlangfahren, wusch dort eine Frau Wäsche. Vielleicht neigte sie sich zu sehr übers Wasser, oder was immer, kurz, sie fiel hinein und begann zu sinken. Da sprang ich aus dem fahrenden Zug und zog die ungeschickte Inderin ans Ufer. Ich denke, Jungens, das hätte jeder von euch getan.“

Die Detektive brummt zustimmend.

„Aber,“ setzte Sidney Hall fort, „um die Wahrheit zu sagen, ich bin nicht so billig weggekommen. Als ich mich mit dem Frauenzimmer im Wasser abmühte, kam so ein verdammter Alligator geschwommen und zerbiß böse meinen Arm. Ich habe zwar das Frauenzimmer noch ans Ufer gebracht, selber aber machte ich dann mit dem Erdboden Bekanntschaft. Vier Tage lang pflegten mich alte indische Weiber — und — kurz — hier habe ich einen goldenen Ring zum Andenken. Jungens, überall auf der Welt gibt es dankbare Menschen, auch wenn es schwarze Heiden sind, und so ein Nackter in Indien ist ein um nichts schlechterer Mensch als irgendwer von uns, und damit basta, punktum.

Aber was nützte das, ich hatte fünf Tage verloren. Und damit auch meine Wette. Ich saß am Ufer und dachte: Jetzt schaffe ich es nicht mehr in vierzig Tagen. Die tausend Dollar sind zum Teufel. Und die Schüssel mit Birnen auch. Und wie ich so nachdenke, kommt so ein — nun Dschunke nennt man es, so ein dummes Schifflein mit Segeln aus Bastmatten herangeschwommen. Und im Schiff stehen drei braune, ulkige Gestalten, drei Malaien

und lachen mich an, als wäre ich ein guter Bissen. „Nia nania pche chem Nagasaki,“ plappert einer von ihnen. „O, du lieber August,“ sagte ich, „du glaubst wohl, daß ich dich verstehe?“ „Nia nania pche chem Nagasaki,“ schwatzte er schon wieder drauflos und lachte mich in einer Weise an, die er wahrscheinlich für lieblich hielt. Aber „Nagasaki“ verstand ich. Das ist ein Hafen in Japan, nach dem ich gerade fahren wollte. „Nach Nagasaki,“ sagte ich, „in einem solchen Faß? Um nichts auf der Welt.“ „Nai,“ sagte er, schwatzte noch etwas, zeigte auf seine Dschunke, auf den Himmel und auf sein Herz, kurz, er deutete an, daß ich mitfahren sollte. „Nicht einmal für eine Schüssel Birnen,“ entgegnete ich. Doch da sprangen die drei Teufel auf mich los, warfen mich zu Boden, wickelten mich in eine Matte und beförderten mich wie ein Paket in die Dschunke. Was ich mir dabei dachte, war nicht gerade schön, doch schließlich schief ich in der Matte ein. Als ich erwachte, befand ich mich nicht mehr in der Dschunke, sondern am Meeresufer. Über meinem Kopf erblickte ich statt der Sonne eine große Chrysantheme; die Bäume ringsum waren fein lackiert und jedes Sandkorn am Ufer säuberlich gewaschen und geglättet. An dieser Reinlichkeit erkannte ich, daß ich mich in Japan befand. Und als ich den ersten gelben, bezopften Kerl erblickte, fragte ich ihn: „Wo könnte ich da, Bürger, ungefähr sein?“ Da lachte er und antwortete: „Nagasaki“.

„Jungens,“ erzählte Sidney Hall nachdenklich weiter, „man sagt, ich sei nicht dumm. Doch um zu begreifen, wie ich in dieser elenden Dschunke über Nacht von Kalkutta

nach Nagasaki gekommen bin, wo doch das rascheste Schiff zu dieser Reise zehn Tage braucht — dazu, verzeiht, fehlt mir der Verstand. Doch jetzt will ich diese Birne essen.“

Nachdem er sie sorgfältig geschält und gegessen hatte, fuhr er fort: „Japan ist ein großes und sonderbares Land und die Menschen dort lustig und geschickt. Sie machen so dünne Teetassen aus Porzellan, daß sie dazu gar kein Porzellan brauchen; sie machen einfach mit dem Daumen eine kreisförmige Bewegung in der Luft, bemalen fein säuberlich die Oberfläche und die Tasse ist fertig. Und wenn ich euch erst erzählte, wie fein die Japaner malen können, würdet ihr es gar nicht glauben. Ich habe einen Maler gesehen, dem der Pinsel aus der Hand aufs weiße Papier fiel, und wie der Pinsel so über das Papier rollte, malte er eine ganze Landschaft mit Häusern und Bäumen, Menschen auf der Straße und einer Schar Wildgänse am Himmel. Als ich darüber erstaunt war, meinte der Maler: „Das ist noch gar nichts im Vergleiche zur Kunst meines seligen Lehrers. Einmal hatte er sich seine ehrwürdigen Pantoffel kotig gemacht. Als der Schmutz bereits etwas trocken war, zeigte er uns die Pantoffel: auf dem einen war eine Zeichnung, wie Hunde und Jäger einen Hasen jagen, und auf dem andern, wie Kinder Schule und Lehrer spielen.“

Von Nagasaki fuhr ich mit dem Dampfer nach San Franzisko in Amerika. Unterwegs ist nichts Besonderes vorgefallen, nur daß unser Dampfer während eines Unwetters scheiterte und zu sinken begann. Wir sprangen alle

gleich in die Rettungskähne, und als diese schon besetzt waren, riefen zwei Matrosen von dem untergehenden Schiff: „Da ist noch eine Frau. Habt ihr im Kahn nicht noch einen Platz für sie?“ „Nein,“ riefen einige, ich aber schrie: „Natürlich, nur her mit ihr!“ Da warf man mich glatt ins Wasser, um für die Frau Platz zu machen. Eigentlich habe ich mich gar nicht sehr gewehrt, Jungens; eine Frau, dachte ich mir, genießt immer den Vorzug. Als das Schiff untergegangen und die Kähne weggeschwommen waren, trieb ich mutterseelenallein auf dem Meere umher. Ich setzte mich auf ein Brett und wiegte mich auf den Wellen; es hätte ganz nett sein können, wenn es nicht so naß gewesen wäre. So schwamm ich einen Tag und eine Nacht, und es schien mir schon, als ob alles ein schlechtes Ende nehmen würde. Doch in diesem Augenblick trieb eine Blechbüchse vorüber, in der sich Raketen befanden.

„Was soll ich mit Raketen anfangen,“ dachte ich zuerst, „Birnen wären mir lieber.“ Doch dann fiel mir etwas Besseres ein. Als es pechschwarze Nacht wurde, zündete ich die erste Rakete an. Sie flog sehr, sehr hoch und leuchtete wie ein Meteor. Die zweite Rakete leuchtete sternen- und die dritte sonnenähnlich auf; die vierte heulte und die fünfte flog so hoch, daß sie zwischen den Sternen hängen blieb und bis zum heutigen Tage noch dort oben leuchtet. Während ich mich so unterhielt, kam ein großes Schiff heran und nahm mich an Bord. „Menschenskind,“ meinte dann der Kapitän zu mir, „wenn Sie nicht diese Raketen gehabt hätten, wären Sie hier bestimmt ertrunken. Da wir aber aus einer Entfernung von zehn Meilen Raketen

aufleuchten sahen, dachten wir gleich, daß jemand um Hilfe rufe. Zur Erinnerung an diesen braven Kapitän werde ich jetzt diese Birne essen.“

Als er sie verspeist hatte, sprach er munter weiter: „In San Franzisko betrat ich also amerikanischen Boden. Amerika, Jungens, ist meine Heimat — und — kurz, Amerika ist Amerika. Wenn ich euch über Amerika erzählen sollte, würde mir ja doch niemand glauben; so groß und sonderbar ist dieses Land. Ich will nur noch sagen, daß ich in den großen Pazifikexpress einstieg und nach New York fuhr. Dort sind die Häuser so hoch, daß sie niemals zu Ende gebaut werden können. Ehe die Maurer und Dachdecker die Leiter hinaufklettern, ist es bereits Mittag; da essen sie oben ihren Mittagsimbiss, den sie sich mitgenommen haben und kriechen dann wieder hinunter, damit sie noch am Abend ins Bett kommen; und so geht es tagaus, tagein. Überhaupt, es geht nichts über Amerika; und wem seine Heimat nicht so gefällt, wie mir Amerika, der ist ein alter Esel.

Aus Amerika fuhr ich mit dem Schiff nach Amsterdam in Holland. Unterwegs — unterwegs — kurz unterwegs ist mir das Nettteste und Lustigste widerfahren. Sapperlot, Jungens, das war der Hauptspaß meiner ganzen Reise.“

„Was denn?“ schrien die Detektive neugierig.

„Nun,“ sagte Sidney Hall und wurde rot. „Ich habe mich nämlich verlobt. Auf dem Schiff fuhr auch ein Mädchen, na, ziemlich nett, kurz, sie heißt Alice, und niemand auf der großen weiten Welt, nicht einmal einer von euch, ist

schöner als sie. Nein, sicher nicht,“ fügte Herr Sidney Hall noch mit tiefster Ueberzeugung hinzu. „Doch denkt ja nicht, daß ich ihr gesagt habe, wie sehr sie mir gefällt. Es war schon am letzten Tage unserer Fahrt, und noch immer hatte ich ihr nichts gesagt. Doch jetzt werde ich diese Birne essen.“

Als er sich die Birne so richtig hatte schmecken lassen, setzte Herr Sidney Hall seine Erzählung fort: „Also an jenem Abend ging ich allein an Bord spazieren und plötzlich kam Fräulein Alice auf mich zu. „Herr Sidney Hall,“ sagte sie, „sind Sie nicht einmal in Genua gewesen?“ „Doch, Fräulein,“ antwortete ich. „Und haben Sie dort nicht ein kleines Mädchen gesehen, das die Mutter verloren hatte?“ fragte Alice. „Nun ja, Fräulein,“ erwiderte ich, „ich habe es wohl gesehen; das kleine Mädchen wurde damals von irgendeinem alten Narren herumgeführt.“

Alice schwieg eine Weile und sagte dann: „Und sind Sie nicht auch in Indien gewesen, Herr Sidney Hall?“ „Ja, Fräulein, dort bin ich auch gewesen“, erwiderte ich. „Und haben Sie nicht gesehen, wie ein mutiger Bursch aus dem fahrenden Zug in den Ganges sprang, um eine ertrinkende Wäscherin zu retten?“ „Ich habe zugesehen“, sagte ich etwas verlegen. „Es war irgendein alter Narr, Fräulein; ein vernünftiger Mensch würde so etwas kaum getan haben.“

Alice schwieg eine Weile und sah mir dabei so merkwürdig und doch so lieblich in die Augen. „Und was meinen Sie dazu, Herr Sidney Hall“, sagte sie dann, „ist es wahr, daß sich ein edler Mann auf offener See geopfert hat, da-

mit eine ertrinkende Frau im Rettungskahn noch Platz fände?“ Jetzt wurde mir heiß, Jungens. „Nun ja, Fräulein“, sagte ich, „wenn ich nicht irre, hat irgendein alter verrückter Kerl neulich im Meer ein Bad genommen.“

Da reichte mir Alice beide Hände, errötete und sagte: „Wissen Sie, Herr Sidney Hall, daß Sie ein schrecklich braver Mensch sind? Und daß Sie dafür, was Sie für das kleine Mädchen in Genua, für die Wäscherin in Indien und die Frau im Meer getan haben, jeder lieb haben muß?“

Da hat mir, Jungens, der Herrgott wohl selber einen Rippenstoß gegeben, so daß ich Alice in meine Arme schloß. Und als wir uns so verlobten, sagte ich: „Hör einmal, Alice, wer hat dir denn all diese Dummheiten von mir erzählt? Ich prahlte doch, weiß Gott, vor niemandem damit“.

„Weißt du“, sagte Alice, „heute Abend blickte ich auf das weite Meer hinaus und dachte so ein wenig an dich. Da kam eine kleine, schwarze Frau zu mir und erzählte mir das alles.“ Wir suchten dann noch die schwarze Frau, um uns bei ihr zu bedanken, doch konnten wir sie nirgends finden. Und so, Jungens, habe ich mich auf dem Schiff verlobt“, endete Herr Sidney Hall und fuhr sich über die strahlenden Augen.

„Und der Zauberer?“ riefen die Detektive.

„Der Zauberer?“ sagte der berühmte Sidney Hall, „der Zauberer ist ein Opfer seiner Neugierde geworden, wie ich es vorausgesehen hatte. Als ich in Amsterdam übernachtete, klopfte plötzlich jemand an meine Zimmertür und trat ein. Es war der Zauberer selbst, bleich und un-

ruhig. „Herr Sidney Hall“, sagte er zu mir, „ich halte es nicht länger aus. Sagen Sie mir, bitte, auf welche Weise Sie mich fangen wollen.“

„Herr Zauberer“, erwiderte ich ernst, „das kann ich ihnen nicht verraten. Wenn ich es dennoch täte, würden Sie meinen Plan kennen und mir entwischen.“

„Ach“, jammerte der Zauberer, „erbarmen Sie sich doch meiner. Ich kann ja vor lauter Neugierde nicht mehr schlafen; was für einen Plan haben Sie?“

„Wissen Sie was“, sagte ich zu ihm, „ich werde es ihnen verraten; doch Sie müssen mir zuerst schwören, daß Sie von diesem Augenblick an mein Gefangener sind und nicht versuchen werden, zu entkommen.“

„Ich schwöre“, rief der Zauberer.

„Zauberer“, sagte ich und stand auf, „in diesem Augenblick hat sich mein Plan erfüllt. Wisse denn, du alter, langohriger Esel, daß ich nur mit deiner Neugierde gerechnet habe. Ich wußte, daß du hinter mir her bist, zu Lande wie zu Wasser, um zu erfahren, was ich gegen dich unternehmen werde. Ich wußte, daß du am Ende selbst zu mir kommen, wie du es eben getan hast, und lieber deine Freiheit opfern als deine Neugierde unbefriedigt lassen würdest. Und das hat sich erfüllt!“

Der Zauberer erblaßte, wurde traurig und sagte: „Sie sind ein großer Spitzbube, Herr Sidney Hall; sogar einen Zauberer haben Sie überlistet“. Und das, Jungens, ist meine ganze Geschichte.“

Als Sidney Hall seine Erzählung beendet hatte, begannen alle Detektive schrecklich zu lachen und beglückwünschten

den tüchtigen Amerikaner zu seinem Erfolg. Herr Sidney Hall lächelte zufrieden und suchte in der Schüssel nach einer schönen Birne. Plötzlich fand er eine, die in Papier eingewickelt war. Er glättete das Papier und fand darauf geschrieben:

„Herrn Sidney Hall zum Andenken an das kleine Mädchen in Genua“.

Herr Sidney Hall griff rasch in die Schüssel, fand eine zweite eingewickelte Birne, strich das Papier glatt und las darauf die Worte:

„Guten Appetit wünscht die Wäscherin vom Ganges“.

Noch eine dritte Birne packte Sidney Hall aus und las:

„Dem edlen Retter dankt die Frau vom Meere“.

Und zum viertenmal griff Sidney Hall in die Schüssel, packte die vierte Birne aus und las:

„Ich denke deiner, Alice.“

In der Schüssel blieb die fünfte, schönste Birne übrig. Herr Sidney Hall zerschnitt sie und fand darin ein zusammengefaltetes Briefchen:

„Ein Mensch, der ein Geheimnis mit sich herumträgt, soll sich vor Fieber in acht nehmen. Der verwundete Detektiv am Ufer des Ganges verriet im Fiebertraum seinen Plan. Es war der Plan des alten, langohrigen Esels. Ihr Freund wollte Sie nicht um die Belohnung bringen, die man auf seinen Kopf ausgeschrieben hatte, und ließ sich deshalb freiwillig verhaften. Die Belohnung, die Sie dafür bekommen werden, ist sein Hochzeitsgeschenk an Sie.“

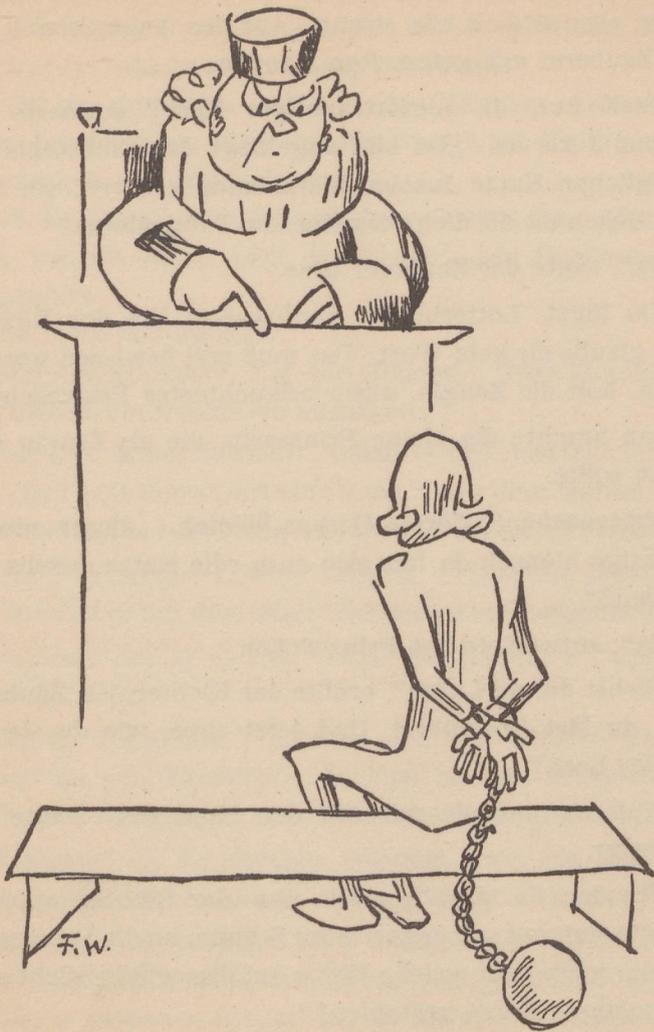
Herr Sidney Hall war maßlos verwundert und sagte: „Jungens, jetzt fange ich an, alles zu begreifen. Ich bin

aber ein alter Esel! Es war der Zauberer, der am Meeresboden den Schiffsanker festhielt, indeß ich in Genua mit dem verlorengegangenen Mädchen herumliefe. Es war der Zauberer, der, in einen Araber verwandelt, mich vor dem Krokodil gerettet hat. Es war der Zauberer, der mich weckte, als mich die beiden Matrosen ermorden wollten. Der Zauberer lauschte mir meinen Plan ab, als ich nach meinem Unfall am Ganges zu phantasieren begann. Der Zauberer sandte mir die geheimnisvolle Dschunke, die mich rechtzeitig nach Nagasaki brachte. Der Zauberer steckte mir die Büchse mit den Raketen zu, die mir das Leben auf dem Meer gerettet haben. Der Zauberer gewann, als schwarze Frau verkleidet, Alicens Herz für mich. Und schließlich stellte sich der Zauberer dumm und neugierig, um mir zur Belohnung zu verhelfen, die auf seinen Kopf ausgeschrieben war. Ich wollte klüger sein als der Zauberer, doch der Zauberer ist klüger als ich und außerdem edler. Es geht nichts über den Zauberer! Jungens, ruft mit mir: „Es lebe der Zauberer!“

„Heil dem Zauberer“, riefen alle Detektive so kräftig, daß in der ganzen Stadt die Fenster zitterten.

### Wie der Zauberer verurteilt wurde.

Als nun, wie ihr bereits wißt, der berühmte Sidney Hall den Zauberer eingeliefert hatte, wurde gegen ihn ein gerichtliches Verfahren wegen der gestohlenen Katze eröffnet.



Hinter dem hohen Tisch thronte der Richter Corpus Juris, ebenso dick wie streng. Auf der Anklagebank saß der Zauberer mit gefesselten Händen.

„Steh auf, du niederträchtiger Kerl“, donnerte ihn Corpus Juris an. „Du bist angeklagt des Diebstahls der königlichen Katze Juscha, hierzulande geboren, ein Jahr alt. Bekennst du dich schuldig, du Taugenichts?“

„Ja“, sagte der Zauberer leise.

„Du lügst, Lotterbube“, verdonnerte ihn der Richter, „ich glaube dir kein Wort. Das muß erst bewiesen werden. Holla, holt die Zeugin, unser erlauchtestes Prinzeßchen.“

Man brachte die kleine Prinzessin, die als Zeugin aussagen sollte.

„Prinzeßchen“, flötete Corpus lieblich, „dieser niederträchtige Mensch da hat also eure edle Katze Juscha gestohlen?“

„Ja“, antwortete das Prinzeßchen.

„Siehst du, du Lump“, brüllte der Richter den Zauberer an, „du bist überführt! Und jetzt sage, wie du sie gestohlen hast.“

„Nun so, daß sie mir auf den Kopf fiel“, sagte der Zauberer.

„Elender, du lügst“, schrie ihn der Richter an, und wandte sich mit seiner zartesten Stimme an die Prinzessin: „Prinzeßchen, auf welche Weise hat dieser Bösewicht eure erlauchteste Katze gestohlen?“

„Genau so, wie er es sagt“, erwiderte das Prinzeßchen.

„Siehst du, du Räuber“, schrie der Richter den Zauberer an, „jetzt wissen wir bereits, wie du sie gestohlen hast. Und warum hast du sie gestohlen, Halunke?“

„Weil sie sich beim Auffallen das Pfötchen gebrochen hatte. Ich nahm sie unter meinen Mantel, um ihr Pfötchen einzurenken und zu verbinden.“

„Oh du Ausgeburt“, legte Doktor Corpus los, „alles ist Lüge, was du sagst. Holt den Zeugen, den Gastwirt aus Straschnitz.“

Man holte den Zeugen.

„Holla, Wirtshaus“, rief der Richter. „Was kannst du über diesen Verbrecher da aussagen?“

„Nur das, hohes Gericht“, flüsterte der Gastwirt ängstlich, „daß er in mein Gasthaus kam, unter dem Mantel eine schwarze Katze hervorzog und ihr das Pfötchen verband“.

„Hm“, brummte Doktor Corpus, „vielleicht lügst du. Und was hat er mit dem edlen Tierchen nachher gemacht?“

„Nachher ließ er es frei“, sagte der Gastwirt, „und die Katze lief fort.“

„Ha, du Tierquäler“, wandte sich der Richter wieder wütend an den Zauberer, „du hast sie also losgelassen, damit sie durchgehen kann. Wo ist die Katze des Königs?“

„Vielleicht ist sie dorthin gelaufen, wo sie geboren wurde“, sagte der Zauberer. „Das pflegen Katzen zu tun.“

„Ha, du schändlicher Kerl“, wetterte der Richter, „du willst mich belehren? Prinzeßchen“, wandte er sich wieder mit seiner zartesten Stimme an die kleine Prinzessin. „wie hoch schätzt ihr eure sehr geehrte Katze Juscha ein?“

„Ich hätte sie für das halbe Königreich nicht hergegeben!“ erklärte die Prinzessin.

„Siehst du, du Nichtsnutz“, donnerte der Richter den Zauberer an, „du hast das halbe Königreich gestohlen. Darauf steht die Todesstrafe, du Elender!“

Da fühlte das Prinzeßchen Mitleid mit dem Zauberer und sagte rasch: „Vielleicht würde ich die Katze für ein Stückchen Torte hergeben“.

„Und was kostet ein Stückchen Torte, Prinzeßchen?“

„Nun ja“, meinte die kleine Prinzessin, „ein Stückchen Haselnußtorte kostet fünf Pfennige, Erdbeertorte zehn und Schlagsahnetorte fünfzehn Pfennige.“

„Und für welche Torte hättet ihr, Prinzeßchen, die Katze Juscha hergeben?“

„Meinetwegen für eine Torte mit Schlagsahne“, erwiderte die Prinzessin.

„Ha, du Mörder“, schrie der Richter den Zauberer an, „das bedeutet soviel, als hättest du fünfzehn Pfennige gestohlen. Dafür bekommst du, du Lump, kraft des Gesetzes, drei Tage Kerker. Marsch in den Kerker, Erzhalunke, auf drei Tage, du Lotterbube, du Dieb, du Räuber! Liebes Prinzeßchen“, wandte er sich wieder an die kleine Prinzessin, „ich habe die Ehre, euch für eure kluge und scharfsinnige Zeugenaussage zu danken. Ich bitte, eurem Herrn Vater die ehrerbietigsten Grüße seines gehorsamsten, getreuesten und gerechtesten Richters, Doktor Corpus, auszurichten.“

## Des Märchens Ende.

Als nun die Prinzessin bei Gericht erfuhr, daß ihre Katze Juscha vielleicht dorthin gelaufen sei, wo sie zur Welt gekommen war, sandte sie sofort einen Kurier zur Hütte des alten Weibleins.

Der Kurier flog dahin, daß die Funken nur so unter den Hufen stoben, und schon sah er das Enkelkind des Großmütterchens mit der schwarzen Katze im Arm.

„Hans“, schrie der Kurier, „die Prinzessin will ihre Katze Juscha zurückhaben“.

Dem Hans tat das Herz weh, daß er Juscha verlieren mußte, doch er sagte: „Herr Kurier, ich bringe die Katze selber der Prinzessin“.

So lief denn Hans mit Juscha im Sack ins Schloß und ging sogleich zur Prinzessin: „Hier, Prinzeßchen“, sagte er, „bringe ich unsere Katze. Wenn es eure Juscha ist, behaltet sie.“

Und Hans öffnete den Sack; doch die Katze sprang nicht mehr so ungestüm heraus wie das erstemal aus Großmütterchens Tragkorb; sie hinkte, die Arme, auf einem Pfötchen.

„Ich weiß nicht“, meinte die Prinzessin, „ob das unsere Juscha ist. Juscha hat gar nicht gehinkt. Aber weißt du was? Wir rufen Buffino“.

Als Buffino Juscha erblickte, begann er vor Freude dergartig mit dem Schwanz zu wedeln, daß es nur so pfiß. Was er ihr aber sagte und was Juscha darauf antwortete, konnte keiner der Anwesenden verstehen.

„Es ist Juscha“, rief die Prinzessin, „Buffino hat sie erkannt. Aber Hans, was soll ich dir dafür geben, daß du sie gebracht hast? Willst du Geld?“

Hans wurde rot und sagte rasch: „Nein, Prinzessin. Die Großmutter hat soviel Geld, daß sie sich keinen Rat damit weiß.“

„Oder — oder — möchtest du ein Stückchen Torte haben?“ fragte die Prinzessin.

„Nein, nein“, wehrte Hans ab, „wir haben Kuchen zu Hause, so viel wir wollen.“

„Oder — oder —“, überlegte die Prinzessin, „möchtest du dir nicht etwas von meinen Spielsachen aussuchen?“

„Ach nein“, winkte Hans verächtlich ab. „Ich habe hier ein Taschenmesser, siehst du, und damit schnitze ich mir alles, was ich will“.

Das Prinzeßchen wußte wirklich nicht mehr, was sie Hans noch anbieten sollte. „Aber Hans“, meinte sie zuletzt, „sag doch selber, was du haben möchtest“.

„Nun dann“, sagte Hans und wurde rot wie ein Klatschmohn.

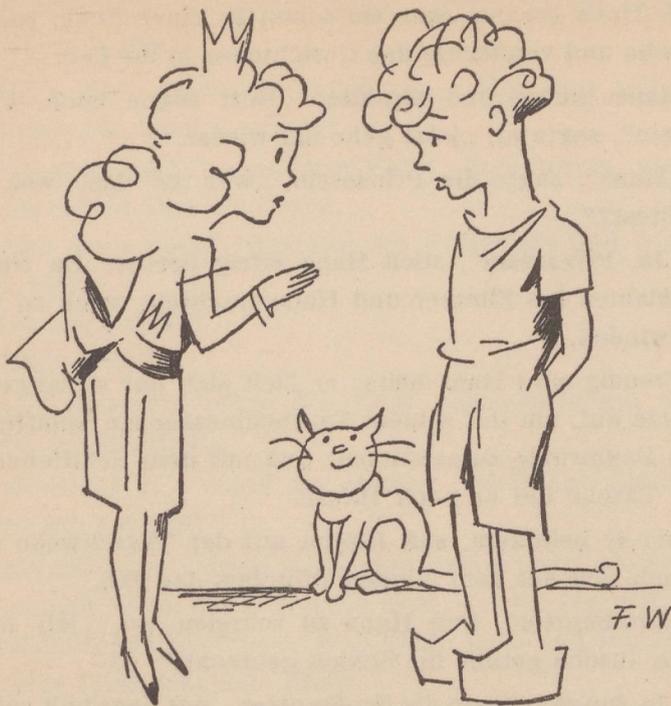
„Sag's nur, Hans“, drängte die Prinzessin.

„Das darf ich nicht sagen“, wehrte sich Hans, rot bis über die Ohren.

Jetzt errötete wieder die Prinzessin wie eine Pfingstrose.

„Und warum?“ fragte sie, „darfst du es nicht sagen?“

„Weil du es mir ohnehin nicht geben würdest“, erwiderte der unglückliche Hans.



Die Prinzessin wurde purpurrot wie eine Rose. „Und“, sagte sie verlegen, „wenn ich es dir doch gebe?“

Hans schüttelte den Kopf. „Du wirst es mir nicht geben“.

„Und wenn ich es dir doch gebe?“

„Du darfst nicht“, sagte Hans traurig. „Ich bin kein Prinz.“

„Hans, guck mal dorthin“, sagte die Prinzessin rasch, und als sich Hans umsah, stellte sie sich auf die Fußspitzen und gab ihm rasch einen Kuß auf die Wange. Ehe

sich Hans besann, war sie schon in einer Ecke, packte Juscha und versteckte das Gesichtchen in ihr Fell.

Hans glühte und strahlte. „Gott segne euch, Prinzessin“, sagte er, „jetzt gehe ich wieder.“

„Hans“, sagte die Prinzessin, „war es das, was du wolltest?“

„Ja, Prinzessin“, stieß Hans eifrig hervor. Da traten Hofdamen ins Zimmer und Hans trachtete rasch zu verschwinden.

Freudig eilte Hans heim; er hielt sich nur so lange im Walde auf, um mit seinem Taschenmesser ein Schiffchen aus Baumrinde zu schnitzen; und mit dem Schiffchen in der Tasche lief er nach Hause.

Als er heimkam, saß Juscha auf der Türschwelle und wusch sich mit dem lahmen Pfötchen das Fell.

„Großmutter“, fing Hans zu schreien an, „ich habe doch Juscha gerade ins Schloß gebracht!“

„Ja, Junge,“ sagte die Großmutter, „das liegt halt schon in der Natur der Katzen, daß sie immer dorthin zurückkehren, wo sie zur Welt gekommen sind, und wäre es auch meilenweit entfernt. Geh und trage sie morgen nochmals ins Schloß.“

In der Frühe lief Hans mit Juscha wieder ins Schloß. „Prinzessin“, rief er atemlos, „da bringe ich wieder Juscha. Das Luderchen ist euch abermals durchgegangen, geradewegs in unsere Hütte.“

„Du“, sagte die Prinzessin, „du kannst aber laufen wie der Wind!“

„Prinzessin,“ plapperte Hans, „möchtest du dieses Schifflein haben?“

„Gib's mir“, sagte die Prinzessin. „Und was soll ich dir heute für Juscha geben?“

„Ich weiß nicht“, erwiderte Hans, und wurde gleich wieder rot bis über die Ohren.

„Also sag's doch“, flüsterte die Prinzessin und wurde noch röter.

„Ich sag's nicht“.

„Sag's doch!“

Die Prinzessin neigte den Kopf und bohrte mit dem Finger im Schifflein.

„Möchtest du,“ sagte sie endlich, „vielleicht dasselbe haben wie gestern?“

„Meinetwegen“, stieß Hans eilig hervor; und als er es bekommen hatte, lief er freudig nach Hause. Nur bei den Weidenbüschen machte er eine Weile halt, und schnitzte sich eine feine, singende Pfeife.

Als er heimkam, saß Juscha wieder auf der Türschwelle und wusch sich mit der Pfote den Schnurrbart. „Großmutter,“ rief Hans, „die Katze ist schon wieder da!“

„Dann packe sie und laufe mit ihr morgen wieder ins Schloß. Vielleicht wird sie sich doch einmal dort eingewöhnen.“

In der Frühe lief also Hans wieder ins Schloß, auf dem Rücken einen Sack und darin Juscha. „Prinzessin“, fing er gleich an, „Juscha ist euch schon wieder durchgegangen.“

Doch die Prinzessin machte ein finsternes Gesicht und sagte nichts.

„Schau mal, Prinzessin“, plapperte Hans, „diese Pfeife habe ich gestern geschnitzt.“

„Gib sie mir,“ sagte die Prinzessin und machte weiter ein finsternes Gesicht. Hans trat von einem Fuß auf den andern und konnte nicht begreifen, worüber die Prinzessin so schmolte.

Die Prinzessin blies in die Pfeife, und als diese schön zu singen begann, sagte sie: „Du Kerl, ich weiß ja, daß du das mit der Katze absichtlich machst, nur — damit du — damit du wieder das gleiche für den Weg bekommst wie gestern.“

Da wurde Hans traurig, nahm seine Kappe und sagte: „Wenn ihr das glaubt, Prinzessin, kann ich nichts machen. Doch ich werde nie mehr wiederkommen.“

Traurig und langsam kehrte Hans heim. Er kam nach Hause — da saß Juscha schon wieder auf der Türschwelle und leckte sich nur ab, so hatte sie sich mit Milch vollgefressen. Hans setzte sich zu ihr, nahm sie auf die Knie und schwieg.

Da dröhnte es trapp, trapp — des Königs Kurier kam zu Pferde angesprengt.

„Hans“, rief er, „der König läßt dir sagen, du sollst die Katze ins Schloß bringen.“

„Wozu das“, sagte Hans, „die Katze wird doch immer dorthin zurückkehren, wo sie geboren wurde.“

„Doch die Prinzessin, Hans,“ sagte der Kurier, „die

Prinzessin läßt dir sagen, du sollst sie, wenn nötig, jeden Tag bringen.“

Hans zuckte die Achseln. „Ich habe ihr gesagt, daß ich nie mehr wiederkomme.“

Da trat auch die Großmutter in die Tür und meinte: „Herr Kurier, der Hund hält sich beim Herrn, doch eine Katze hält sich ans Haus. Juscha wird schon diesem Häuschen treu bleiben“.

Der Kurier wendete das Pferd und jagte ins Schloß zurück. Am nächsten Tag blieb vor dem Häuschen des alten Weibleins ein großer Wagen stehen, der von hundert Pferden gezogen wurde. Der Kutscher sprang vom Bock und rief die Alte. „Großmütterchen,“ sagte er, „der Herr König läßt euch sagen, daß ich, wenn sich die Katze so ans Haus hält, die Katze samt dem Häuschen, euch und Hans mitbringen soll. Das Häuschen werde im königlichen Garten leicht Platz finden.“

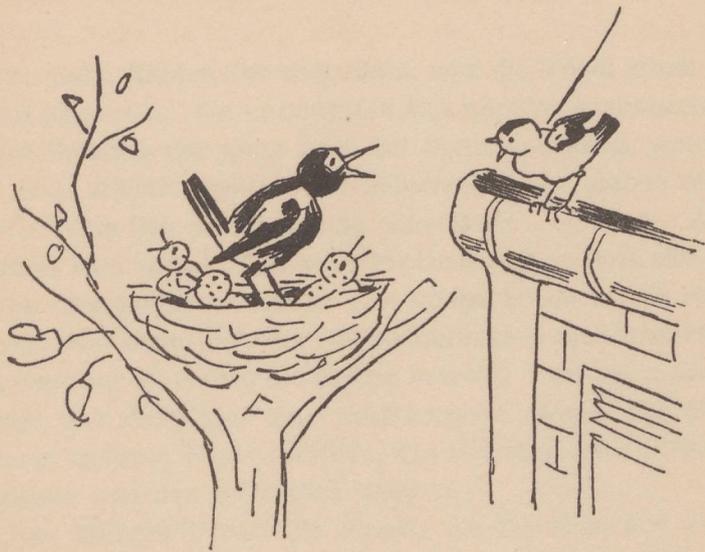
Und es kamen viele Leute und halfen das Häuschen auf-laden.

Der Kutscher knallte mit der Peitsche und schrie „Hüje“, hundert Pferde zogen an und der Wagen samt dem Häuschen fuhr zum Schloß. Auf dem Wagen auf der Türschwelle des Häuschens saßen die Großmutter, Hans und Juscha. Da erinnerte sich das alte Weiblein an den Traum der Königinmutter, daß Juscha den künftigen König ins Schloß bringen und der König mit seinem ganzen Hause angefahren kommen werde. Sie erinnerte sich daran, sagte aber nichts.

Der Wagen wurde im Schloß mit viel Freude begrüßt,

und das Häuschen im Garten abgeladen; da sich Juscha ans Haus hielt, fiel es ihr nicht mehr ein, davonzulaufen. Sie lebte dort mit der Großmutter und Hans wie zu Hause. Wenn das Prinzeßchen mit ihr spielen wollte, mußte sie zu ihr ins Häuschen kommen; und da sie allem Anscheine nach Juscha sehr gern hatte, ging sie täglich hin und befreundete sich sehr mit Hans.

Was nachher folgte, gehört schon nicht mehr in unser Märchen. Aber wenn Hans wirklich einmal König in diesem Lande wurde, so geschah das, Kinder, nicht der Katze wegen, noch der Freundschaft mit der Prinzessin, sondern der großen und rühmlichen Taten wegen, die Hans, als er herangewachsen war, vollbrachte.



# Die Vogel-Geschichte

Die Vogel-Geschichte

Ach nein, Kinder, ihr wißt nicht, was die Vögel miteinander plauschen. Sie unterhalten sich nämlich in menschlicher Sprache nur ganz früh, bei Sonnenaufgang, wenn ihr noch schlaft; später, am hellichten Tage, haben sie schon keine Zeit mehr, viel zu schwatzen — freilich, da heißt es sich sputen, hier ein Körnchen picken, dort einen Wurm ausscharren, oder da eine Fliege haschen. So ein Vogelvater kann sich die Flügel abfliegen, während die Vogelmutter zu Hause die Kinder betreut. Deshalb unterhalten sich die Vögel nur frühmorgens, wenn sie die Fenster in ihren Nestern öffnen, das Bettzeug zum Lüften auslegen und das Frühstück kochen.

„’ten Morgen“, ruft die Amsel, die ihr Nest auf der Lärche hat, dem Nachbar Spatz, der in der Dachröhre wohnt, zu. „Es ist schon Zeit.“

„Ich weiß, ich weiß, ich weiß“, sagt der Spatz. „Ich sollt schon fliegen und picken, picken, picken, damit’s was zu essen gibt, tship?“

„Zuwahr, zuwahr“, brummt die Taube unterm Dach. „Das sind Sorgen, mein Lieber. Wenig Körner, wenig Körner.“

„Ja, ja“, stimmte der Spatz, aus dem Bettchen schlüpfend, mit ein. „Das machen die Autos, weißt du? Solange es mehr Pferde gab, waren überall Körner verstreut, aber

jetzt? Jetzt flitzt das Auto nur vorüber und läßt nichts, nichts, nichts hinter sich.“

„Nur Gestank, nur Gestank“, gurrte die Taube. „Verflixtes Leben, brr! Lieber alles hinhalten! Was ich herumkreise und herumgurre, und was hab' ich von all der Plagerei? Nicht einmal eine Handvoll Körner. Das sind schreckliche Verhältnisse.“

„Meinst du denn, daß die Spatzen besser daran sind?“ plusterte sich der Spatz auf. „Ich kann dir sagen, wenn ich die Familie nicht hier hätte, wäre ich schon längst auf und davon —“

„So wie der Spatz aus Breslau,“ ließ sich der Zaunkönig im Dickicht vernehmen.

„Aus Breslau?“ sagte der Spatz. „Dort hab ich einen Bekannten, Philipp heißt er.“ „Das ist er nicht“, meinte der Zaunkönig. „Der Spatz, der wegflog, hieß Josef. Das war so ein struppiger Sperling, nicht einmal ordentlich gewaschen und gekämmt hat er sich, nur den ganzen lieben Tag geschimpft: daß es angeblich in Breslau sterbenslangweilig sei; die andern Vögel, die fliegen über den Winter nach dem Süden an die Riviera oder nach Ägypten, wie die Stare und Störche und Schwalben und Nachtigallen, nur der Spatz soll sich sein ganzes Leben lang in diesem Breslau plagen. „Aber so bleibt's nicht,“ schrie der Sperling, der Josef hieß. „Wenn eine Nachtigall, die in der Rosengasse wohnt, nach Ägypten fliegen kann, warum sollte nicht auch ich fliegen? Und grade flieg ich hin, ob ihr es glaubt oder nicht, sobald ich nur mein Zahn-

bürstchen, mein Nachthemdchen, meinen Schläger und die Bälle zusammengepackt habe, damit ich unten Tennis spielen kann. Wartet nur, ich werde es dem Cochet und Kozeluh und Tilden im Tennis schon zeigen; mit meinen Finten und Listen bin ich ihnen weit über; ich werde so tun, als ob ich den Ball hinauswürfe, aber anstatt des Balles flieg ich selber, und wenn sie dann mit dem Rakett nach mir schlagen, blitze ich ab oder nehme Reißaus, weißt du? weißt du? weißt du? Und wenn ich sie alle besiegt habe, heirate ich eine reiche Amerikanerin, kaufe mir das Waldsteinpalais und baue mir dort am Dach ein Nest, aber nicht aus gewöhnlichem Stroh, sondern aus Reisstroh und Marzolamastroh, aus Seegras und Roßhaar und Eichhörnchenschwänzchen, utsch!“ — So brüstete sich dieser Sperling und schimpfte jeden Morgen, daß er dieses Breslau schon bis zum Hals habe und an die Riviera fliege.“

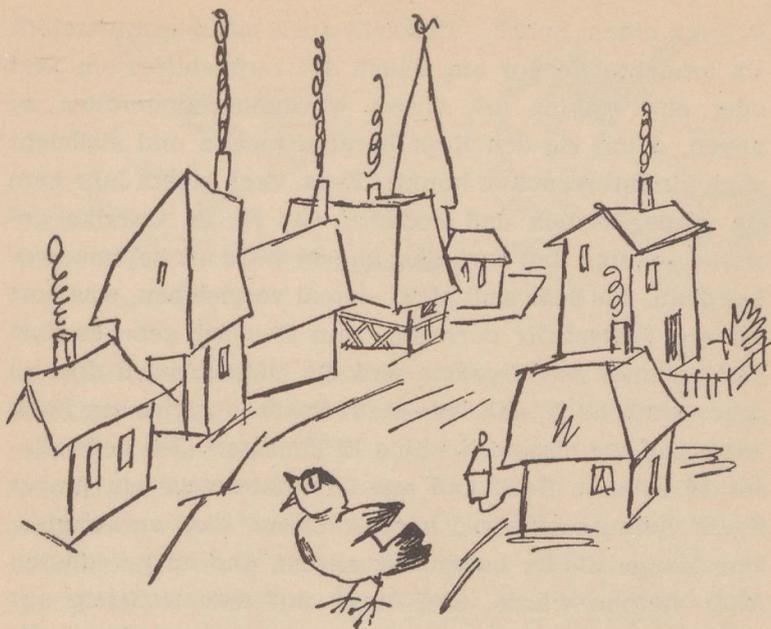
„Und flog er?“ fragte der Star von der Lärche.

„Ja, er flog“, fuhr der Zaunkönig im Dickicht fort. „Er wartete nur noch den achtundzwanzigsten Oktober ab, um die Militärmusik spielen zu hören — darauf hielt er nämlich viel — und trat dann zeitig früh die Reise nach dem Süden an. Nur, daß die Spatzen niemals nach dem Süden fliegen und daher nicht den richtigen Weg kennen. Dazu hatte dieser Sperling Josef nicht einmal genügend Geld, um in einem Gasthaus zu übernachten, ihr wißt ja, die Spatzen sind seit jeher arm gewesen. Kurz, der Sperling Josef kam nur bis Hundsfeld; weiter kam er nicht, er besaß keinen Groschen mehr; da war er noch froh, daß ihm der Spatzenbürgermeister von Hundsfeld freundschaftlich

sagte: „Du Kujon, du vagabundierender, du Nichtsnutz, du glaubst wohl, daß wir hier in Hundsfeld genug Roßäpfel und Pferdemist für jeden Landstreicher, Tagedieb, Wanderburschen oder Fechtbruder haben? Wenn du willst, daß wir dir den Aufenthalt in Hundsfeld gestatten, darfst du weder am Stadtplatz, noch vor dem Gasthaus, noch auf der Straße picken, wie wir Alteingesessenen, sondern nur hinter der Scheune; und als Wohnung teilt man dir von Amts wegen einen kleinen Strohwisch im Schuppen bei Eintragsnummer siebenundfünfzig zu. Da, unterschreib den Eintragungsbogen und schau, daß du weiterkommst, damit ich dich nicht mehr sehe“. — Und so geschah es, daß der Sperling Josef, anstatt an die Riviera zu fliegen, in Hundsfeld blieb.“

„Und dort ist er bis heute?“ fragte die Taube.

„Ja, bis heute,“ antwortete der Zaunkönig. „Ich hab eine Tante dort, die hat mir von ihm erzählt. Angeblich mache er sich nur einen guten Tag auf Kosten der andern Spatzen in Hundsfeld und schimpfe: daß man als Spatz in Hundsfeld vor Langeweile draufgehen könne, nicht einmal eine Straßenbahn hätten sie dort wie in Breslau, auch nicht so viele Autos und keine Fußballplätze, nun, rein nichts; und daß es ihm gar nicht einfalle, vor Langweile in Hundsfeld zu sterben; er habe eine Einladung an die Riviera und warte nur, bis sie ihm von Breslau das Geld schickten. Und so viel hat er ihnen von Breslau und der Riviera eingeredet, daß auch die Spatzen in Hundsfeld zu glauben anfangen, daß es ihnen anderswo besser ginge; deshalb vernachlässigen sie ganz das Picken und zwitschern und lärmern und



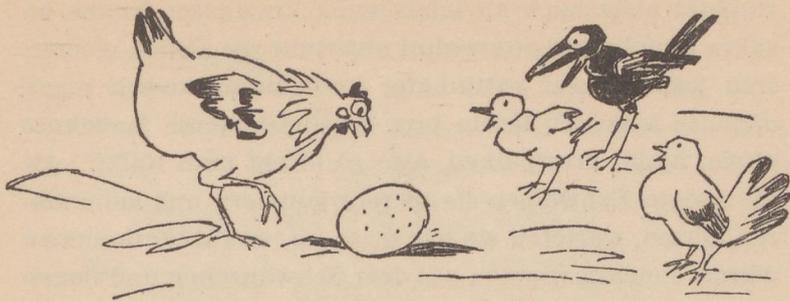
schimpfen nur, so wie es alle Spatzen auf der Welt tun, und sagen: „Überall ist es besser, besser, besser!“

„Ja,“ ließ sich die Meise im Kornellbeerenstrauch vernehmen, „es gibt merkwürdige Vögel. Da bei Kolin, in einer fruchtbaren Gegend, lebte eine Schwalbe, die in der Zeitung las, daß man bei uns alles schlecht mache, aber dafür in Amerika, mein Lieber, dort seien andere Leute, was die alles könnten, — und dies und jenes. So setzte sich denn diese Schwalbe in den Kopf, sie müsse nach Amerika hinüber. Und fuhr tatsächlich hin.“

„Wie denn?“ fragte der Zaunkönig rasch.

„Das weiß ich nicht,“ erwiderte die Meise, „wahrschein-

lich mit einem Schiff. Vielleicht auch mit dem Luftschiff. Da brauchte sie nur am Bauch des Luftschiffes ein Nest oder eine Kabine mit einem winzigen Fensterchen zu bauen, damit sie den Kopf herausstrecken und vielleicht auch hinunterspucken konnte. Kurz, nach einem Jahr kam sie wieder zurück und erzählte, daß sie in Amerika gewesen sei, und daß dort alles anders wäre als bei uns; woher denn, das ließe sich nicht einmal vergleichen, was dort für ein Fortschritt herrsche, zum Beispiel gebe es dort nicht einmal Nachtigallen, und die Häuser seien dort so schrecklich hoch, daß, wenn ein Spatz ein Nest am Dach hätte und aus diesem Nest ein Ei hinunterfallen ließe, dieses Ei solange fiele, daß aus ihm unterwegs ein junger Spatz herausschlüpfen, heranwachsen, sich verheiraten, eine Menge Kinder haben, alt werden und im gesegneten Alter sterben würde, und unten auf dem Gehsteig anstatt eines Spatzeneies ein alter, toter Spatz auffiele. So hoch wären angeblich die Häuser dort. Und dann erzählte die Schwalbe auch, daß man in Amerika alles aus Beton baue, und daß sie das gelernt habe; es sollen nur alle Schwalben zusehen kommen, sie würde ihnen schon zeigen, wie man ein Schwalbennest aus Beton baut und nicht nur so aus Kot, wie es die dummen Schwalben bisher taten. So kamen denn die Schwalben aus Münchengrätz und Leitmeritz und Podol, aus Turnau und Liebenau, ja sogar aus Pilsen und Prag herbeigeflogen; da waren so viele Schwalben beisammen, daß die Leute siebzehntausenddreihundertneunundvierzig Meter Telephon-Telegraphendraht für sie spannen mußten, damit sich die



Schwalben niederlassen konnten. Und als alle Schwalben beisammen waren, fing die amerikanische Schwalbe an: „Also Jungens und Mädels, gebt gut acht, wie man in Amerika Häuser oder Nester aus Beton baut. Zuerst bringt man einen Haufen Zement herbei. Dann trägt man einen Haufen Sand zusammen. Dann gießt man Wasser darauf und macht einen Brei daraus, und aus diesem Brei baut man ein modernes Nest. Aber wenn ihr keinen Zement habt, werdet ihr das Nest nicht aus Beton, sondern nur aus Mörtel bauen. Da bereitet man einen Brei aus Kalk und Sand, aber der Kalk muß gelöscht sein. Vorerst zeige ich euch, wie man Kalk löscht.“ Das sagte sie und flog, husch, zu einem Neubau, wo Maurer arbeiteten, um ungelöschten Kalk zu holen. Sie nahm ein Stückchen Kalk in das Schnäbelchen und flog, husch, damit zurück. Aber weil es im Schnäbelchen feucht ist, begann sich der Kalk zu löschen, zu zischen und zu brennen. Die Schwalbe erschrak, ließ das Kalkstückchen fallen und schrie: „Also jetzt wißt ihr schon, wie man Kalk löscht. Jesasmantje, das brennt! Jujujuj, das beißt! Kruzitürken jejeje schma-

ringotki achachach au lalala auha kruzineser jemine hu sakra pfuiohpui gottsverdori ohjerume aje achich meiner-treu jesmarjausef gottjungfer kreuzfagott auweh mami ojegotte ichichich leutln brrr kruzinazi ujeuje jauletante ohoho ajajaj kruzipumsti, also so löscht man Kalk!“ Als die andern Schwalben sie so sehr jammern und lamentieren hörten, warteten sie gar nicht ab, was weiterkommen würde, sondern wippten mit dem Schwänzchen und flogen heim.

„Das wär so was,“ sagten sie, „damit wir uns auch so den Schnabel verbrennen!“ Und deshalb bauen die Schwalben bis heute die Nester aus Kot und nicht aus Beton, wie es sie die Schwalbe aus Amerika lehren wollte. — Aber es nützt nichts, Leute, ich muß jetzt einkaufen fliegen.“

„Gevatterin Meise,“ sagte Frau Star, „wenn ihr schon auf den Markt fliegt, kauft dort für mich ein Kilo Würmer, aber hübsch lange; ich hab heute keine Zeit, weil ich meinen Kindern das Fliegen beibringen muß.“

„Ja, Nachbarin, das besorg ich euch gern,“ sagte die Meise. „Ich weiß, meine Liebe, was das für eine Arbeit ist, die Kinder ordentlich fliegen zu lehren.“

„Daß ihr nicht wißt,“ sagte der Spatz auf der Birke, „wer uns Vögeln das Fliegen beigebracht hat. Also ich will's euch erzählen; ich hab's vom Karlsteiner Raben, der damals hergeflogen kam, als die großen Fröste waren. Dieser Rabe ist schon hundert Jahre alt und hat's von seinem Großvater, dem es sein Urgroßvater erzählt hat, der es wieder vom Uronkel seiner Großmutter mütterlicherseits hat, so daß es heilig wahr ist. Ihr wißt doch, daß man



manchmal in der Nacht einen Stern fallen sieht. Aber einige von diesen fallenden Sternen sind keine Sterne, sondern goldene Engeleier. Und weil diese Eier so lange vom

Himmel fallen, werden sie im Fallen glühend und leuchten wie Feuer. Das ist ganz heilig wahr, weil mir's der Karlsteiner Rabe erzählt hat. Nur, daß die Leute diese Engeler anders nennen, irgendwie Meter oder Monter, Mentor oder Motor, so irgendwie.“

„Meteoren,“ warf der Star ein.

„Ja, ja,“ stimmte der Spatz zu. „Also damals konnten die Vögel noch nicht fliegen, sondern liefen auf der Erde herum wie die Hühner. Und als sie so ein Engelei vom Himmel herabfallen sahen, sagten sie, daß sie es ausbrüten wollten, um zu sehen, was für ein Vogel herausschlüpfen würde. Das ist die reinste Wahrheit, weil es jener Rabe so erzählt hat. Als sie einmal am Abend darüber sprachen, fiel ganz nahe hinterm Wald, bums, ein goldenes, glänzendes Ei vom Himmel, daß es nur so leuchtete. Da begannen alle hinzulaufen, allen voran der Storch, weil er die längsten Beine hat. Der Storch fand das goldene Ei und nahm es in die Hand; aber es war vom Fall ganz glühend, so daß sich der Storch beide Pfoten verbrannte, dennoch brachte er das glühende Ei zu den Vögeln. Dann sprang er hops! ins Wasser, um die verbrannten Pfoten zu kühlen.“

„Und was hat er noch erzählt?“ fragte der Zaunkönig.

„Dann,“ fuhr der Spatz fort, „kam die Wildgans herangewackelt, das brennendheiße Ei auszubrüten. Aber das Ei war noch immer glühend, so daß sich die Gans den Bauch verbrannte und schnell in den Teich springen mußte, damit sie sich den Bauch kühle. Deshalb schwimmen die Gänse bis heute mit dem Bauch im Wasser. Und

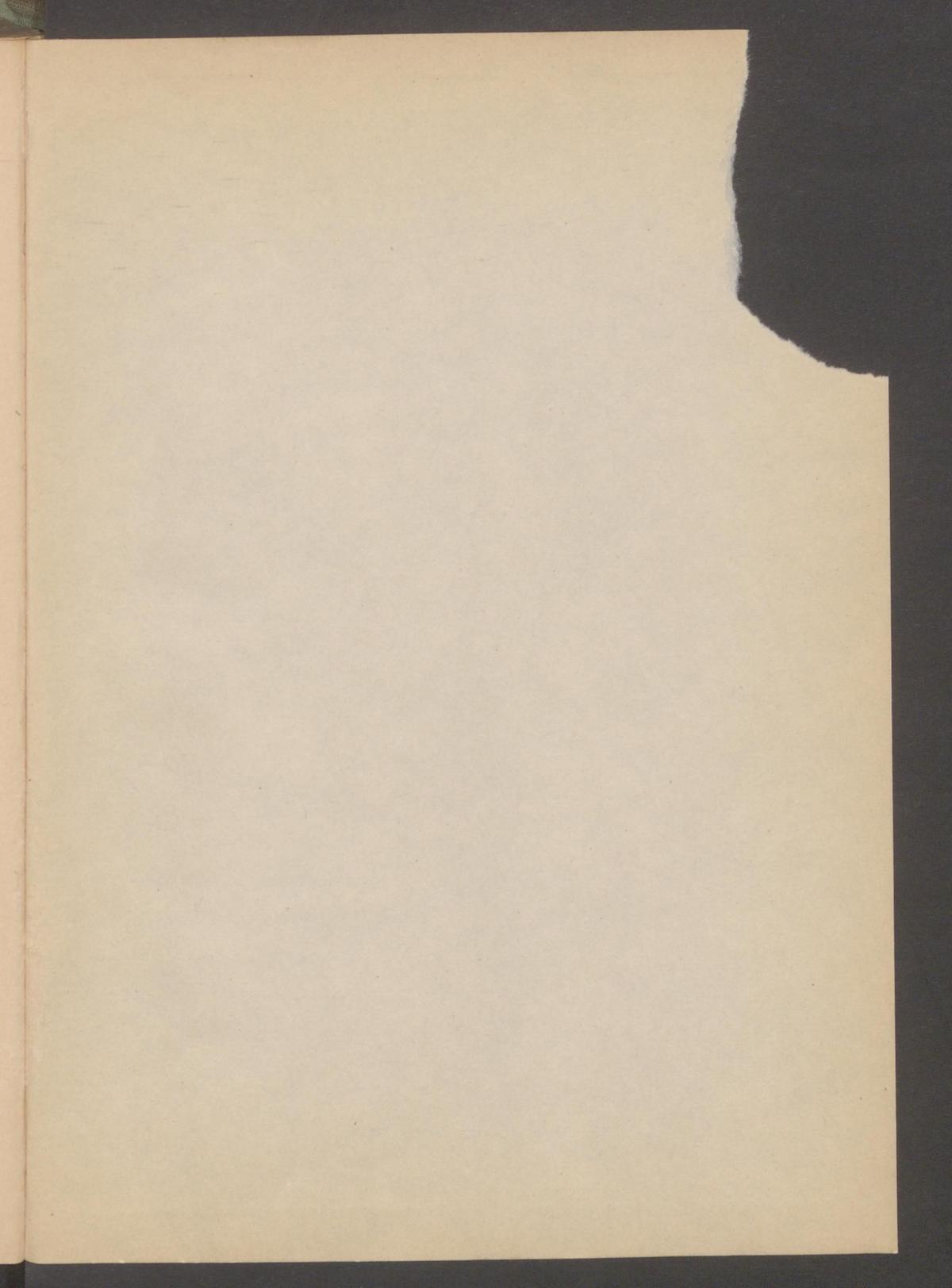
dann kam ein Vogel nach dem anderen und setzte sich auf das Engelei, um es auszubrüten.“

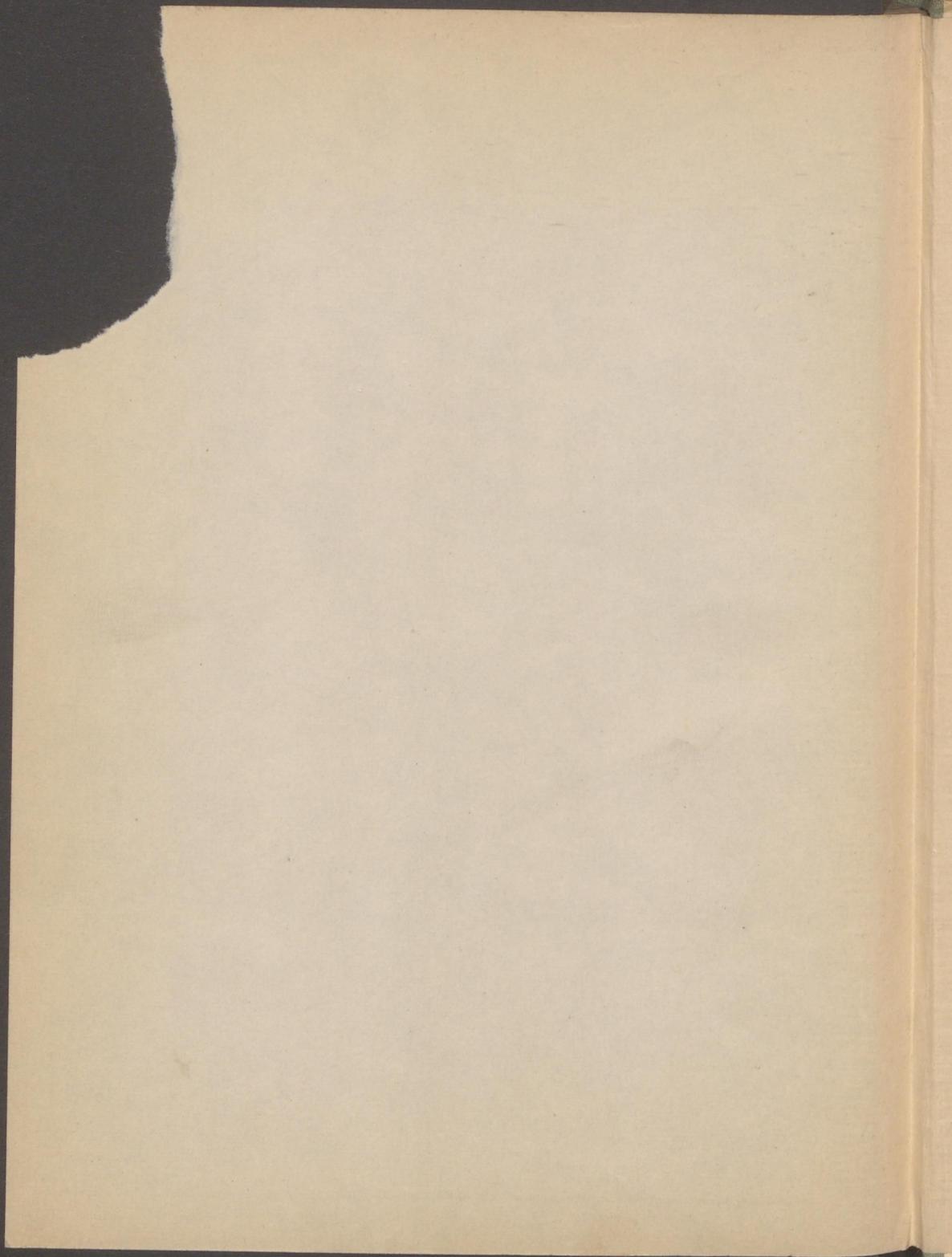
„Der Zaunkönig auch?“ fragte der Zaunkönig.

„Auch,“ antwortete der Spatz. „Alle Vögel der Welt saßen auf dem Ei und brüteten. Nur als sie dem Huhn sagten, daß die Reihe zum Sitzen an ihm sei, meinte das Huhn: „Wie? Wie? wasdenn, wasdenn, wasdenn, ich hab keine Zeit! Ich muß picken, woherdenn, woherdenn! So, so so, ja! Da wär ich doch ein Dummkopf.“ Und setzte sich nicht auf das Engelei. Und als alle einander auf dem goldenen Ei abgelöst hatten, schlüpfte ein Engel Gottes heraus. Als er draußen war, fing er weder zu picken noch zu piepen an wie die andern Vögel, sondern flog stracks zum Himmel hinauf und sang Hallelujah Hosianna. Dann sagte er: „Vöglein, was soll ich euch für eure Liebe geben, daß ihr mich ausgebrütet habt? Dafür werdet ihr von heute an fliegen wie die Engel. Seht, da braucht ihr nur so die Flügel zu bewegen und schwupps, schon fliegt ihr. Also Achtung: eins, zwei, drei!“ Und wie er drei sagte, fingen alle Vögel zu fliegen an und fliegen bis heute. Nur das Huhn kann nicht fliegen, weil es nicht auf dem Engelei sitzen wollte. Und das ist alles heilig war, weil es so der Karlsteiner Rabe erzählt hat.“

„Also Achtung,“ sagte der Star. „Eins, zwei, drei!“ Da wippten alle Vögel mit dem Schwänzchen, bewegten die Flügel und flogen auf, jeder seinem Singen und seinem Lebensunterhalt nach, wie es sie der Engel Gottes gelehrt hatte.

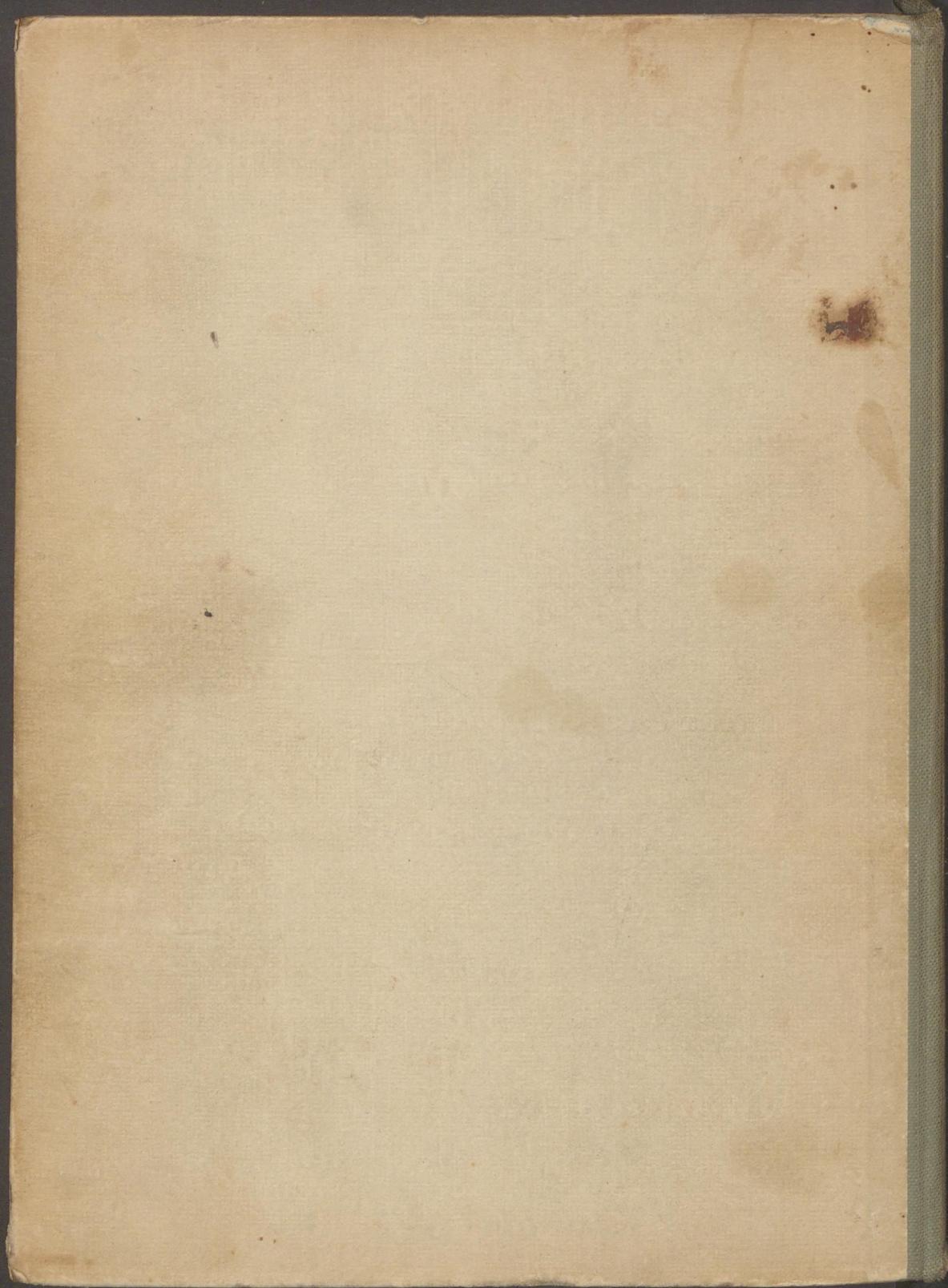
Ohlenroth'sche Buchdruckerei  
Georg Richters  
Erfurt





BIB 67/2

VIII. 6.  
Capet  
176  
13950



Inches

1 2 3 4

5 6 7 8

9 10 11 12

13 14 15 16

17 18 19

20 21 22 23

24 25 26 27

28 29 30

Centimetres

# Colour Chart #13

Blue

Cyan

Green

Yellow

Red

Magenta

White

3/Color

Black

DANES  
PICTA  
.COM

